

## **Vergißeinnicht 1935**

10 (1935)

---

# Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der  
Mariannhiller Mission



Nummer 10

Oktober 1935

53. Jahrgang

## Der Rosenfranzkönigin

Königin der Königinnen,  
Deren Thron das Himmelszelt,  
Du hast Gnaden auszuteilen,  
Wie kein Herrscher dieser Welt.

Und dein Haupt schmückt eine Krone,  
Die wie keine and're hold;  
Perlen weiß, Rubinen rote,  
Im Verein mit reinstem Gold.

Keines Goldschmied's Hände haben  
Solches Kleinod je gemacht,  
Und die Edelsteine holte  
Noch kein Bergmann aus dem Schacht.

Denn die Perlen einzig finden  
Sich nur in des Menschen Herz;  
In der Freude, wie im Jubel  
Und in unsagbarem Schmerz.

Und es formen fromme Hände,  
Sie zum Schmuck von höchstem Glanz,  
Den sie dir als Krone bieten,  
Reinste Frau im Rosenkranz.



## Christkönigsfest im südafrikanischen Lourdes

Ende Oktober 1934. — Ein prachtvoller Frühlingmorgen über der südafrikanischen Flur. Kein Wölkchen trübt den sonnenstrahlenden Himmelsdom. Reine Luft und taufrische Kühle im Land der Tausend Hügel, zumal über den höher liegenden Partien. Sieben Meilen jenseits der Natalgrenze und urwaldgekrönten Höhen breitet sich in weitem Tale Ost-Gricaland die Mariannhiller Missionsstation Lourdes aus. Vor 48 Jahren ward sie gegründet. Der unentwegte Glaubenskämpfer und deutsche Kulturpionier, Abt Franz Pfanner (unter diesem Titel erschien im September 1934 des Gründers ausführliche und reich-illustrierte Lebensgeschichte im Mariannhiller St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Schwaben) gab dieser Mission, Farm und Gegend den sympathischen, klangvollen Namen. Genau 30 Jahre nach dem französischen Lourdes am Gave entstand das afrikanische Lourdes am Capane. Das Ereignis von 1858 weckte 1888 ein Echo in weiter Ferne. Zum großen Lourdes der katholischen Kirche gesellte sich ein kleines der katholischen Mission. Beide leben und wirken zu Gottes Ruhm und der Seelen Heil. Beide huldigen Christus, dem König, und Maria, der fleckenlosen Jungfrau und Königin der Reinen!

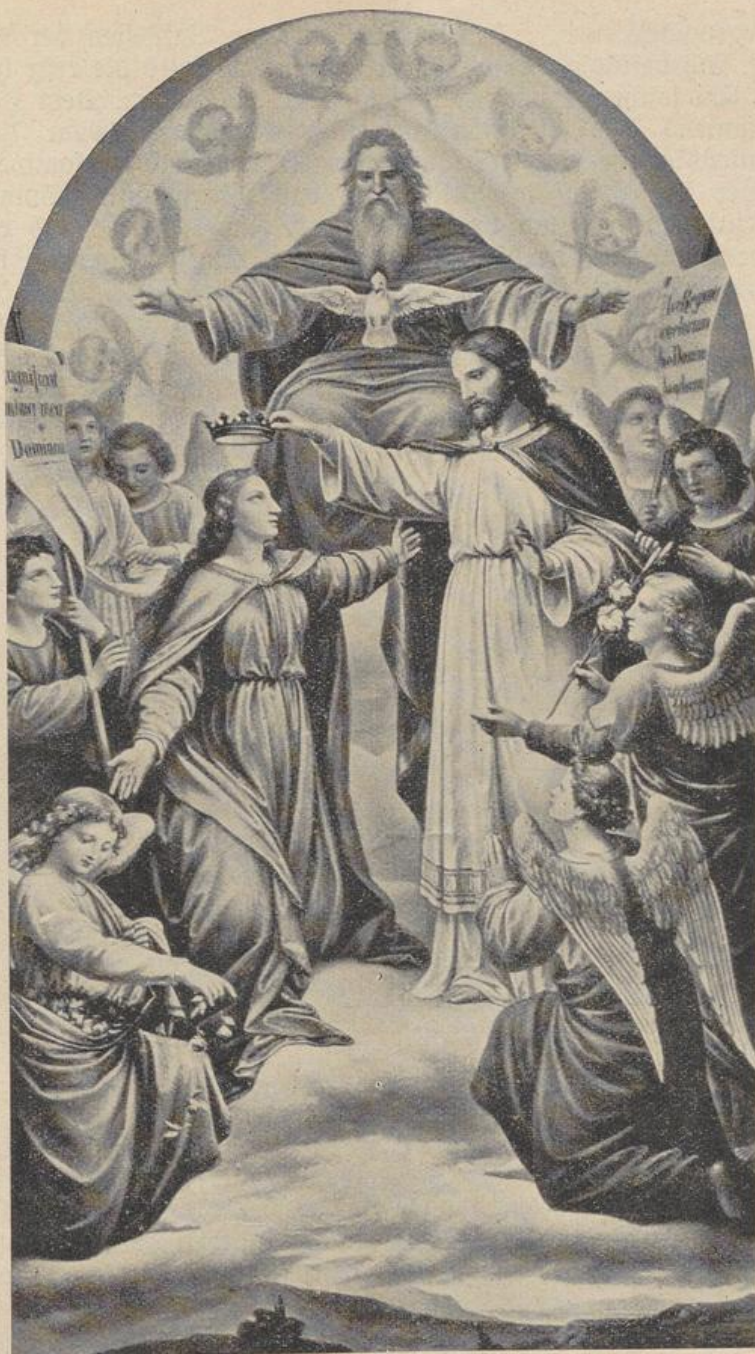
Aus kleinen Anfängen erstand in den bald 50 Jahren am Capane eine der blühendsten Missionen Südafrikas. Durch Gottes und der Unbefleckten Segen wuchs das von Abt Franz gepflanzte Reis zu einem stattlichen Baume heran. Sein Stamm, Astwerk, Blütenflor und Fruchtertrag werden im oben erwähnten neuen Buche anschaulich geschildert. Hier nur ein kleines Erlebnis aus jüngster Zeit. Geben wir einem Wallfahrer nach dem afrikanischen Lourdes das Wort.

Vor mehr als zwei Jahrzehnten hatte ich das Glück, Unserer Lieben Frau von Lourdes in Ost-Gricaland einen Besuch abzustatten. Schon damals war es ein gottgesegnetes Fleckchen Erde auf der südafrikanischen weiten Flur. Inzwischen hat es sich nach außen entfaltet und im Innern verschönert. War es doch schon oft die erwählte Versammlungsstätte der jetzt in ganz Südafrika verbreiteten C. A. U. (Catholic African Union), eines Zusammenschlusses der katholischen Afrikaner mit hohen religiös-sozialen Zielen zur Wohlfahrt der Eingeborenen. Alljährlich finden hier auch Priestererzittien eines Teiles der Mariannhiller Missionare statt. Der Apostolische Delegat Südafrikas und nicht wenige prominente Persönlichkeiten besuchten dieses Lourdes. So hat sein Name einen guten Klang im Lande der guten Hoffnung.

Nach 42 Sonntagen durfte ich endlich diese Segensstätte wieder sehen. Es war ein tatsächliches Erlebnis seltener Art. Und da ich mich längere Zeit in nicht allzu großer Entfernung aufhielt, konnte ich in der Folge Lourdes noch öfters besuchen. So auch am jüngsten Christkönigsfeste . . .

In frühester Morgenstunde begab ich mich auf den Weg. Mein Wallfahrtspfad lag noch im Dunkel der Nacht. Urwald zur Rechten und Linken. Felsmassen und Steinblöcke im matten Lichte der Mondsichel. Im Osten das erste Grauen des heraufziehenden Tages. In langen Kurven führt der Pilgersteig um die steilen Hügel. Es wird heller und heller in der Bergeseinsamkeit. Zartes Grün des neuentsprossenden Grases schmückt die Frühlingslandschaft. Rinder lagern auf der tauduftenden Weide. Wie gut läßt es sich wandern, denken und beten in solcher Festtags-Morgenstille! Südafrika hat doch seine besonderen Reize.





Christus, der König, krönt Maria, die Königin

Schon erscheint der Vorposten der Mission: auf hochgewölbter Bergeshöhe ein mächtiges Kreuz! Es zieht mich auf die Höhe, hin zum Fuße des Kreuzes. Tief unten im Tale liegt vor meinen Augen im jungen Tageslicht das afrikanische Lourdes. Ein Kredo, Vater unser und Ave Maria muß ich hier mit lauter Stimme hinabjubeln und hinauf zum Vater aller Seelen, zur Mutter und Königin der Missionen. Horch! Harmonische Töne von den beiden Türmen: „Ich bin allein auf weiter Flur — noch



eine Morgenglocke nur . . .“, das Zeichen zum Aufstehen der Stationsbewohner. Ich beflügelte meine Schritte, denn bald wird die erste hl. Messe beginnen. An solchem Hochfeste will ich keine versäumen. Dem Heiligtume näher kommend sehe ich schon Kerzenlichter schimmern vom Altare der Kongregationskapelle. Ich trete ein. Die Brüder sind versammelt. Eben schreitet der jetzt 80 jährige dritte Abt von Mariannhill, Dom Gerard Wolpert zur Darbringung des hl. Opfers. Aus seiner Hand empfangen wir mit den Anwesenden die hl. Kommunion. Der König, den heute die ganze katholische Welt feiert, ist gnädig bei uns eingekehrt! Nach der Dankagung und Schluß der hl. Messe begeben wir uns sogleich in die geräumige Missionskirche, wo Schlag 6 Uhr am Hochaltar eine zweite hl. Messe stattfindet. Hier sind auch die Missionschwesterngemeinde, die Schulen und Stationsbewohner versammelt. Lange Reihen von Eingeborenen zie-



Eingeborene Schwestern der Mariannhiller Mission

hen zur Kommunionbank. Die Mutter der Gnaden teilt heute besondere Festgeschenke aus in diesem ihrem erwählten Haus! Ein Hauch der persönlichen Gegenwart des Königs aller Völker der Erde weht durch die hl. Hallen. Er segnet diese Afrikaner im südafrikanischen Lourdes wohl ebenso huldvoll als die Vertreter aller Völker Europas an der Grotte von Massabielle.

Nach dieser Morgenfeier bleibt genügend Zeit zur Besichtigung der Station. Zunächst aber ein voller Blick ins Innere der bald 40 Jahre stehenden Missionskirche im romanischen Rundbogenstil.

Drei Eingänge führen ins Heiligtum, dessen Seitenwände basilikenartig auf massiven Pfeilern ruhen, durch deren Bogenöffnungen die beiden Seitenschiffe mit dem Hauptraum ein Ganzes bilden. Der Hochaltar, eine Leistung der Missionsbrüder, zeigt reiche Ornamentierung, einen vergoldeten Tabernakel mit Expositionsniше. Darüber die lebensgroße Kreuzigungsgruppe, Stabat Mater und St. Johannes. Ein zweites eindrucksgewaltiges Kreuzifix schmückt einen Pfeiler gegenüber der Kanzel. Das mittlere der drei Fenster des Presbyteriums stellt in farbenreicher Glas-



malerei die Erscheinungsszene der Unbefleckten an der Grotte dar. Rechts und links vom Chor sind zwei geräumige Kapellen für die beiden Kongregationsgemeinden. In jener der Brüder eine würdige Lourdesstatue und an der Wand in großem Rahmen das Gemälde eines deutschen Künstlers: Christus als Hoherpriester, den Afrikanern huldvoll entgegentretend. Ein St. Antonius- und St. Anna-Altar an der Frontseite. In den Seitenschiffen ein Herz Jesu- und St. Josephts-Altar. Denn in dieser Kirche zelebrieren nicht selten 20 bis 30 Priester. Mehrere Beichtstühle bezeugen die Häufigkeit des Sakramentenempfanges. Eine Reliefdarstellung der 14 Kreuzwegstationen belebt die Seitenwände. Doch die Fenster des Gesamtraumes sind allzu klein geraten. Das „heilige Halbdunkel“ wird an sonnenlosen Tagen etwas zu intensiv. Für die große Gemeinde der Amabaca (Zuluvolksstamm dieser Gegend) stehen einfach-praktische Knie- und Sitzbänke aus Holz und Eisen bereit. Wohltuende Sauberkeit herrscht in den Hallen.

Wir treten ins Freie. Zwei mächtig hohe, eisenkreuzgekrönte Türme flankieren den Bau. Oben eine große und drei kleinere Glocken. Ihr melodisches Geläute zählt zu den größten Seltenheiten der Gegend. Ebenso die prachtvolle Mauerbekleidung der Türme, des Gotteshauses und vieler Gebäulichkeiten von Lourdes. Die bis zur Fassadenspitze emporrankende Schlingpflanze entfaltet gerade im Oktober ihr reizendstes Grün. Lourdes übertrifft bereits manches südafrikanische Städtchen an Ausdehnung und Bedeutung. Mit seinen Versammlungsräumen, Schulen, Post- und Telephonoffice, Werkstätten und landwirtschaftlichen Gebäuden, den Obst-, Gemüse- und Blumengärten usw. macht es einen stattlichen Eindruck. Da haben die Mariannhiller Patres, Brüder, Schwestern und viele Hundert Eingeborene unter ihrer Leitung wahrlich das Labora vier Jahrzehnte lang fleißig geübt.

Heute aber herrscht das Ora festlich vor. Der letzte Oktobersonntag huldigt auch hier in besonderer Weise dem König des Weltalls gemäß der Weisung des Papstes. Europäer und Afrikaner erfüllen ihre Ehrenpflicht. Auf den Ruf der großen Glocke kommen die letzteren von allen Seiten heran. Jung und Alt, Männer und Frauen. Viele zu Pferd, die meisten zu Fuß, alle zum gleichen Ziel: dem Tempel des Königs inmitten der Mission. Dahin zieht es auch mich; aber schon sind alle Bänke im Hauptraum gefüllt. Ich gehe zur Seitenkapelle, wo ehemals die vielen Missionsbrüder ihren Gottesdienst feierten. Nun sind sie an Zahl bedeutend geringer. Indessen die langen Bänke stehen nicht leer. Die Reihen der Stationschüler haben sie besetzt. Mit Genugtuung nehme ich die musterhafte Ordnung und respektvolle Haltung dieser schwarzen Jugend vom 7.—20. Lebensjahre wahr. Auch hierin könnte diese Schule so manchen in altzivilisierten Ländern zum schönsten Vorbild dienen.

Punkt 10 Uhr beginnt der Festgottesdienst. Asperges und gesungenes Hochamt mit darauffolgender Predigt. Die von einem Schwarzen bediente kleine Orgel auf der Gesangempore verband sich mit den frischen Stimmen der Afrikaner. Zelebrant war ein 70 jähriger Senior der Mission aus Oberschlesien. Seiner schwingvollen freudig-begeisterten Stimme bei der Fest-Präfation merkte aber niemand die Anstrengungen und Missionsstrapazen der vorausgegangenen vier Jahrzehnte an. Die Festpredigt hielt ein Sohn des Bayernlandes, ein kaum 30 jähriger Junior der Mariannhiller, der seine Ausbildung im Pius-Seminar zu Würzburg genossen.

In der darauffolgenden Pause fanden die Kirchenbesucher einige Ab-



Spannung im Freien bei mäßig-lauter Unterhaltung. Nun hatte man einen Überblick über die beträchtliche Volksmenge, für die der Raum in der Missionsbasilika längst zu eng geworden. Möchten alle den Inhalt und großen Sinn des heutigen Tages erfassen und in allem ihrem König treu ergeben sein und bleiben!

In der anschließenden eucharistischen Andacht erteilte der Große Monarch aus der Monstranz seinem Volke den letzten Segen des Tages, der auch mir zum Erlebnis geworden. Leider erlaubt der Raum hier nicht, weitere Eindrücke mitzuteilen.

Ich schließe mit einem marianischen Gedanken zu Ehren der Gefeierten dieses Ortes, deren Standbild auch eine imposante Grotte in der Nähe der Kirche ziert. Im 31. Jahre nach ihrer Erscheinung in Lourdes ward die hiesige Mission gegründet und die 31 Buchstaben von: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum bilden in einer Umstellung höchst merkwürdig den Satz: „Dei para inventa sum; ergo Immaculata“, das heißt: „Als Gottesgebärerin bin ich befunden, daher unbefleckt.“ D. D.

## Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

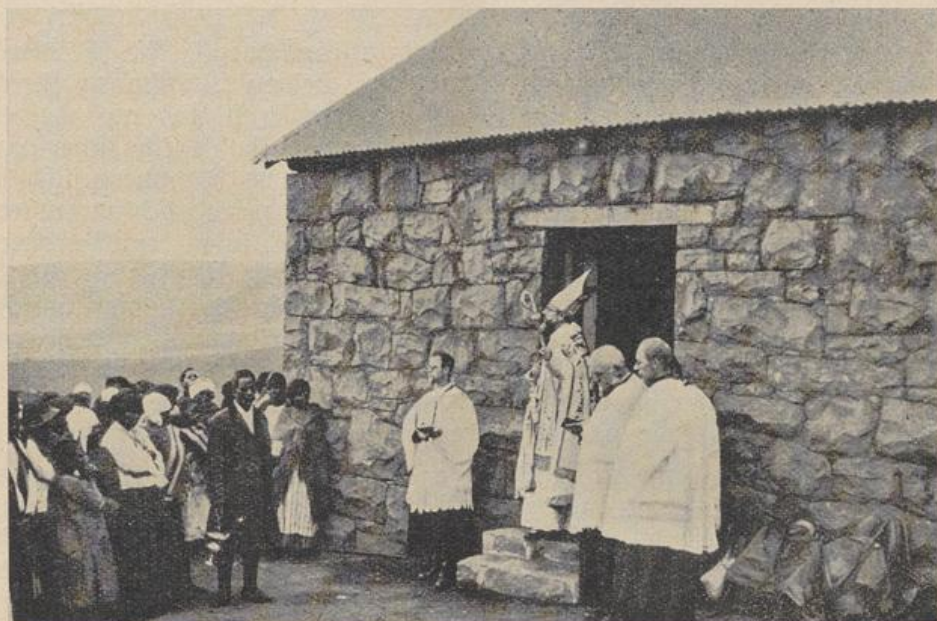
**Junge Missionare beginnen ihre Arbeit:** Die jungen Missionare, die im Mai nach dem fernen Süden zogen, kamen Ende Juni, wenn auch mit einigen Tagen Verspätung, so doch wohlbehalten in Mariannhill an. Nachdem die Ankömmlinge sich im schönen Mariannhill etwas von den Strapazen der langen Seereise erholt und alle Sehenswürdigkeiten der großen Missionszentrale geschaut hatten, zogen sie auf die ihnen von den zuständigen Obern angewiesenen Arbeitsfelder im weiten Mariannhiller Missionsgebiet. Der hochw. P. Maximilian Kapfelsberger RMM. wurde auf die Missionsstation Clairvaux und der hochw. P. Kreutmair RMM. auf die Missionsstation Maria Hilf gesandt. Die hochw. Herren, P. Franz Wojaczek und P. Sirtus Impler RMM. erhielten ihre Sendung nach Rhodesia in die apostolische Präfektur Bulawayo. Dem hochw. P. J. Ebert wurde als Arbeitsplatz Umtata zugewiesen. Der hochw. P. W. Loggen RMM. wird in der Schule der Missionsstation Mariazell seine Tätigkeit beginnen. Der einzige Missionsbruder, der diesmal mitziehen konnte, Br. Kuno Stark RMM., darf in Mariannhill selbst die Arbeit zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen aufnehmen. —

**11. Landwirtschaftliche Ausstellung in Mariannhill:** Am Sonntag, den 30. Juni wurde in Mariannhill die 11. landwirtschaftliche Ausstellung der bäuerlichen Eingeborenen-Bevölkerung eröffnet. Sie übertraf in jeder Beziehung alle früheren Ausstellungen. Diesmal brachten die Eingeborenen die hohe Zahl von 700 Ausstellungsgegenständen zusammen. Darunter wurden viele als erstklassig beurteilt und mit schönen Preisen ausgezeichnet. Möge die 11. landwirtschaftliche Ausstellung noch viele Nachfolgerinnen erhalten. Dann werden die Eingeborenen mit der Zeit immer bessere Bauern und edlere und nützlichere Glieder der menschlichen Gesellschaft werden.



In der apostolischen Präfektur Umtata geht es voran: Die Eingeborenen-Katholiken in der Stadt-Location von Umtata erlebten kürzlich ein freudiges Ereignis. Sie erhielten inmitten ihrer Behausungen ein schönes neues Kirchlein. Auf diese Weise können sie nun in Zukunft viel besser ihren religiösen Pflichten nachkommen, öfter der hl. Messe beiwohnen und die hl. Sakramente empfangen. — Der Herr wohnt nun in ihrer Mitte. Er wird ihr Gott und sie werden sein Volk sein und die Schäflein seiner Weide.

**Konvertiten:** In Eliottdale meldeten sich mehrere Weiße beim hochw. P. Bonaventura RMM. zum Konvertitenunterricht. — Ja, der Geist Gottes weht, wo er will! — Beten wir, daß immer mehr zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen und die Kraft besitzen, der erkannten Wahrheit auch zu folgen.



Der H. H. Bischof Adalbero Fleischer RMM. hält eine Ansprache auf Centocovs Außenstation Ensimbini gelegentlich der Einweihung.

**Die St. Patrickmission erhält eine Druckerei:** Der apostolische Präfekt von Umtata Mgr. E. Hanisch RMM. bemühte sich schon bei seinem letzten Besuch in Europa unter anderem eingehend um die Beschaffung der Einrichtung zu einer kleinen Druckerei für sein großes Missionsgebiet. Damals ist ihm freilich das Werk nicht ganz gelungen. Seine diesbezüglichen fortgesetzten Bemühungen werden schließlich doch aber mit Erfolg gekrönt. In kurzer Zeit wird der hohe Herr auf der Missionsstation St. Patrick eine kleine Druckerei eröffnen. In dieser Druckerei sollen vor allem seine Hirtenbriefe und sonstigen Erlasse, sowie Bücher in der Xosa-Sprache gedruckt werden. —

**In Kevelaer wächst die Zahl der Schulkinder:** Auf der Missionsstation Kevelaer nahm dieses Jahr die Schulkinderzahl so zu, daß in den Missionschulen drei weitere Lehrer angestellt werden mußten. Dieses Anwachsen der Schulkinderzahl ist eine Folge der eifrigen Tätigkeit des



Missionars von Rebelaer, des hochw. P. Joseph Schwemmer. Leider war der eifrige Missionar kürzlich infolge Überanstrengungen ernstlich krank geworden, sodaß er gezwungen war, die Missionsstation für einige Zeit zu verlassen, um wieder zu Kräften zu kommen. Zur Freude der großen Missionsgemeinde von Rebelaer konnte er nach einiger Zeit wieder etwas gekräftigt zurückkehren. Wir wünschen ihm weiter eine gute Gesundheit, damit die Mission von Rebelaer mit Gottes Segen auch weiterhin wachse, blühe und gedeihe. —

## Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

### III.

So war ich also ganz unverhofft ein amerikanischer P. W. (Prisoner of War = Kriegsgefangener) geworden. Die beiden Buchstaben P. W. leuchteten hell auf meinem Rücken, auf meiner Brust und auf meinen Knien. Mit dieser „liebevollen Erkennungsmarke“ konnte ich sicher unmöglich in Frankreich verloren gehen. Wäre meine Nummer nicht so hoch gewesen, hätte man sie vielleicht auch noch irgendwo sichtbar untergebracht. Aber eine Zahl wie 101 510 benötigt schon eine größere Fläche, als mir am Leibe noch „unbeschrieben“ zur Verfügung stand. Als die Nummer 101 510 „erlebte“ ich nun in der Tat „amerikanische Kriegsgefangenschaft“ mit allerlei interessanten Vorkommnissen und ernststen und heiteren Zwischenfällen innerhalb und außerhalb des Lagers. An dieser Stelle kann ich jedoch nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern will nur etwas von einer weiteren Begegnung mit „Afrikanern“ erzählen:

Ein Vierteljahr hatte ich ungefähr alle Freuden und Leiden der Gefangenschaft in einem Lager bei Bar le Duc genossen, da hieß es eines Tages, ein Teil unsrer Kompanie werde zu Straßenarbeiten in ein kleineres Lager versetzt. In diesem neuen Lager sollten die Gefangenen von Negern bewacht werden. Diese Nachricht kam uns allen höchst interessant vor. Gespannt harrten wir „große Nummern“ der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen. —

Als das Straßenbaukommando zusammengestellt wurde, war auch Nummer 101 510 dabei. — Unser Bündel war bald geschnürt und die Abteilung im Handumdrehen marschbereit. Es wurde aber nicht marschiert, nein, die Nummern wurden alle auf Lastautos verladen und mit amerikanischer Schnelligkeit an den neuen Bestimmungsort gebracht. Die dunklen Söhne Afrikas in schmucken amerikanischen Soldatenuniformen warteten schon auf uns. Die erste gegenseitige Musterung fiel nicht schlecht aus. Sie schauten uns nur immer so fragend und etwas scheu an. Man sah, die Kerle fühlten sich geradezu unbehaglich in ihrem Amt als Wächter von Weißen. Diese Situation, so tragisch sie einerseits war, und so komisch sie andererseits wirkte, mußten wir als Gefangene natürlich ausnützen. Es dauerte auch gar nicht lange, so herrschte zwischen Wächtern und Bewachten das allerbeste Einvernehmen und gegenseitiges Verständnis. Jeden Morgen zogen wir von nun an auf die Straße und „besserten“ sie aus. Die Losung unter uns war stets gleichlautend: „Nütze den Feinden Deutschlands so wenig als möglich!“ — Auf alle Fälle



leisteten wir in dieser Zeit alles andere als deutsche Qualitätsarbeit, d. h. in unserem Falle war es eigentlich doch „Qualitätsarbeit“. — Unsere Wächter gaben in der Hauptsache nur noch acht, daß wir jedesmal wenn Autos oder Motorräder mit Beisitzern dahergefaßt kamen, zur rechten Zeit die Straße frei machten, damit uns nichts passierte. Hatten wir dann die Straße „freigemacht“, dauerte es wieder eine ganze Weile, bis es uns wieder einfiel, sie von neuem zu „besetzen“, denn — irgendwo — ratterte ja schon wieder so ein Motor. Es machte uns gar nichts aus, wenn es auch noch fünf Minuten dauerte, bis das Behikel an uns vorbeiraste. Die Löcher, die wir auf der Straße mit Schotter und Kieselsteinen ausfüllen sollten, nahmen trotz unserer Arbeit nicht ab. Kaum hatte man eine Schaufel voll Steine in ein Loch „hineingepfeffert“, da

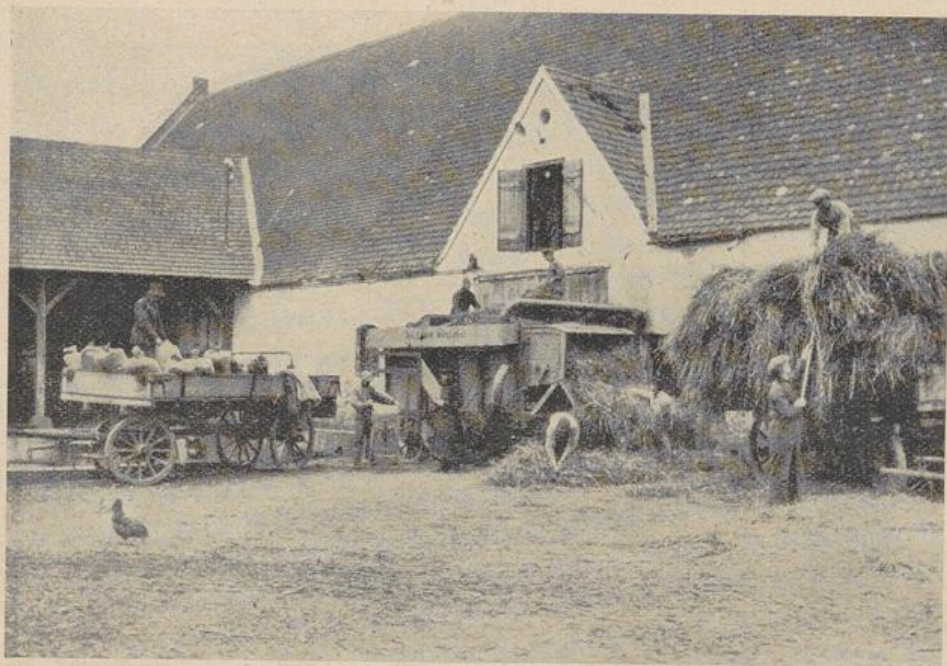


Schulkinder von Reichenau (Mariannhill Mission) bei einer Festlichkeit

kam erneut ein Auto gerast und fegte wieder alles fein säuberlich heraus. Was kümmerte das uns?! Wir waren ja nicht Schuld daran, sondern ... Warum ließen uns die Amerikaner von Negern bewachen?! — Hätten die Herren nur ein wenig gedacht, so wäre ihnen sicher die Erleuchtung gekommen, daß dieser Umstand ihnen keinen Nutzen bringen konnte. Wir waren doch auch noch als Kriegsgefangene deutsche Soldaten und wußten, was sich für solche gehörte. — Ganz untätig waren wir aber doch nicht. Was wir mit unseren Händen versäumten, ersetzten wir großmütig durch emsige Zungen- und Mundarbeit. Unsere Wächter waren auch gar nicht abgeneigt, mit uns über alles Mögliche und Unmögliche zu plaudern. Nach einigen Tagen wußten wir schon die ganzen Lebensschicksale unserer Wächter. — Dabei war es höchst interessant, festzustellen, daß man sich auch ohne große Sprachkenntnisse ganz gut unterhalten und verständigen kann. Die Zeichensprache verstehen ja alle Menschen. Mehrere unserer schwarzen Wächter waren in der amerikanischen Stadt St. Louis sehr viel mit Deutschen zusammengekommen. Sie wurden nicht müde, immer



wieder zu sagen, daß „the Germans“ (die Deutschen) gute Leute seien und daß sie in St. Louis gutes deutsches Bier getrunken hätten. Der eine oder andere war in deutschen Geschäften in Stellung gewesen. Sie zeigten uns mit Stolz sogar Photographien von ihren deutschen Herrschaften. Einer konnte auch etwas deutsch und sagte: „In deutsches Geschäft viel arbeiten, viel schwitzen, aber deutsches Bas fein gutes Mann, bezahlen schönes Money (Geld) und deutsches Madame kochen very fine (sehr gut). Ich gehen wieder zu deutsches Familie.“ — Sonderbarerweise waren die amerikanischen Afrikaner gar nicht gut auf die Franzosen zu sprechen. Daß sie das nur taten, um uns zu gefallen, hielt ich für ausgeschlossen. Ein französischer Zivilist hätte es auf keinen Fall



„Sich regen bringt Segen!“ (Missionsbrüder beim Dreschen)

wagen dürfen, uns zu nahe zu kommen. In dieser Beziehung ereignete sich manche drollige Begebenheit. — Einmal, es war nach einem Regen, hatten wir gerade durch ein französisches Dorf die Hauptstraße vom ärgsten Schmutze zu reinigen. Wir zogen den vielen Schmutz von der Straße herunter und setzten zu beiden Seiten der Straße große Haufen davon. Ungefähr in der Mitte des Dorfes kam eine Französin immer und immer wieder unter die Haustüre des ebenerdigen Häuschens, stemmte überlegen beide Hände in ihre nicht schlanken Hüften und schaute uns mit Verachtung zu bei der schmutzigen Arbeit. Mit einem teuflischen Hohnlächeln im ganzen Gesicht weidete sie sich förmlich am Schauspiel unserer Unfreiheit und unserem Gefangenschaftsleiden. — Diese „Madame“ mußte von uns irgendwie bestraft werden. — Aber wie sollten wir das anfangen? Da kam uns ein guter Gedanke. — Als sie einmal wieder in das Innere des Hauses verschwand, zogen wir, ein guter Kamerad und ich selbst, von rechts und links des Hauseinganges allen Schmutz, dessen wir in der höchsten Eile habhaft werden konnten, vor



die einzige Stufe beim Hauseingang und gingen dann einige Meter weiter rechts wie unschuldige Lämmer unserer Arbeit nach. Der Wachposten, der in allernächster Nähe stand, hatte den ganzen Vorfall bemerkt. Er stampfte lachend bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß auf den Boden. Lange brauchten wir nicht zu warten, da erschien die unhöfliche Madame wieder unter der Haustüre. Als sie die liebevolle Bescherung zu ihren Füßen sah, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen und schrie Zeter und Mordio. Was sie vorher gedacht, und durch ihr Mienenspiel schon verraten hatte, das kleidete sie jetzt in Worte. Die Schimpfnamen: boches, canailles flogen uns nur so um die Ohren. Das war aber nicht genug. Sie wollte sofort zum Dorfformandanten und uns zur Anzeige bringen. Schon fing sie an, ihre nicht mehr allzu saubere Schürze loszubinden, um hoffähig vor dem Ortsformandanten zu erscheinen. Wir wollten es aber nicht darauf ankommen lassen, um unserm „Wächter“ keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, denn auf diesen Schwarzen schimpfte die Madame am wütendsten. Das war aber auch kein Wunder. — Als nämlich das Theater losging und sich die Madame wie wild gebärdete, kam der Neger außer sich vor Freude. Je lauter die Französin schrie, und je wilder sie mit den Händen in der Luft herumsuchtete, desto unbändiger lachte der Neger. Zuletzt legte er sich mitten auf die Straße nieder, ließ sein Gewehr aus den Händen fallen und krümmte sich tatsächlich wie ein Wurm vor lauter Lachen und Schreien. Aus Rücksicht auf den lachenden amerikanischen Afrikaner gingen wir nach dem Verschwinden der rasenden Frau schnell hin und zogen den Haufen Schmutz wieder einige Meter von der Stufe zum Hauseingang weg, winkten dem auf dem Boden liegenden Schwarzen zu und bedeuteten ihm, er solle aufstehen und mit uns dorfaufwärts weiter marschieren. Immer noch lachend kam er unserm Winke nach und — aus war die Komödie. Ob die erboste Madame noch zum Dorfformandanten gelaufen ist, entzog sich meiner Kenntnis. Wahrscheinlich zog sie es vor, es nicht zu tun, denn es gab nachher nicht die geringsten behördlichen Erhebungen. Wir aber lachten noch lange über diese „böse Französin“ und den guten und lustigen Tim, unsern treuen Wächter. —

Noch manches drollige Ereignis erlebte ich in jenen Tagen unter dem „Schutze“ der stets fröhlichen Neger, die ihr Amt wirklich zu „unserer vollsten Zufriedenheit“ ausübten. Die damals gemachten Erfahrungen im Verkehr mit Schwarzen konnte ich später in Südafrika in die lebendige Tat umsetzen und erfolgreich verwerten. Aber diese Tatsache freue ich mich heute noch und danke Gott, daß er die Gefangenschaft ganz offensichtlich nicht zum Schaden über mich verhängte, sondern zu seiner Ehre, zu meinem Nutzen und Segen und zum Heile unsterblicher Seelen. Noch heute denke ich mit Freuden an die guten, frohen und kindlichen amerikanischen Afrikaner zurück, die einmal meinen Lebensweg kreuzten und ein gutes Andenken in meinem Gedächtnis hinterließen.

(Fortsetzung folgt).

Ich und Du und so viele andere, wir werden eine große Arbeit zu vollbringen haben. Denn die Getauften nehmen teil an dem heiligen Amte, das der Erlöser vor seiner Heimkehr zum Vater den Aposteln übertrug.



## Zeige uns dein Reich!

22.

Eine tiefe Gedankenquelle über unser Thema ist die Liturgie des alljährlichen Christkönigsfestes. Am 27. dieses Monats begeht die Kirche Gottes dieses bedeutsamste aller neueren Feste zum zehntenmal. Nach dem Willen des Schöpfers und Herrn der Welt sollen sich alle Völker der Erde um den einen Königsthron scharen, welchen er als Hort der Einheit und des Friedens für alle Zeiten aufgerichtet hat.

Wollten die Vielen diesen einen Christkönigsfest-Gedanken richtig erfassen und zur wirklichen Richtschnur ihres Handelns machen, so erfreute sich die Menschheit bereits des kostbaren Doppelschatzes, den sie auf allen anderen Wegen vergeblich sucht. Ein internationaler Friedenspalast kann einzig auf der soliden Basis geistiger Einheit und inneren Zusammenschlusses erbaut werden. Beides aber kommt ausschließlich auf dem von Gott gewollten und gebahnten Wege zustande: In Christo und seinem Reiche! Der im Grunde genommen von allen heutigen Völkern ersehnte Dauerfriedens-Tempel erhebt sich und ruht einzig auf dem vom Allerhöchsten beschlossenen und längst gelegten Fundamente: Christus! Niemand kann einen anderen Grund legen und keiner wird je einen anderen Weg finden. Solange beide verkannt, verachtet und verworfen werden, bleibt den Nationen absolut keine Aussicht auf Einheit und Frieden . . . Die Macht ihrer modernen Waffen aber führt bloß zur gegenseitigen Vernichtung. — Also zurück zum Reiche der Wahrheit und des Lebens! das die Christkönigsfest-Präfation feierlich ausruft!

Der ruhmreiche Rückzug kommt in Wirklichkeit allerdings nur zustande, wenn die Menschen insgesamt das Reich Christi praktisch anerkennen. Es geschieht durch einmütigen Anschluß an die eine Lehre, die eine Herde, und den einen Hirten! Ein König! Ein Reich! Ein Volk!

Des einen Vaters Kinderschar — Soll einig, eins im Glauben sein.

So wird sie leben und fürwahr — Im Frieden eng verbunden sein!

Maria, die gnadenvolle Königin des Reiches Christi einige die Herzen durch die Macht des heiligen Rosenkranzes!

Unsere heilige Kirche hat als ersten Zweck, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden, Zeugin der Wahrheit zu sein bis an die äußersten Grenzen der Erde und dann dort, wo der Glaube Wurzel gefaßt hat, diesen Glauben zu erhalten; also: Erobern und erhalten.



## Marienlied — aus fernem Süd

### VI.

Maria, die glorreiche Königin des Friedens, schaute gewiß mit besonderer Huld und Segensbereitschaft auf die 60 000 ehemaligen Krieger herab, die sich im September vorigen Jahres (1934) an der Grotte von Lourdes versammelten. 20 Nationen scharten sich um ihr bevorzugtes Friedensheiligtum und die vor 20 Jahren sich feindlich gegenüberstanden, riefen und beteten hier mit einer Stimme um den Frieden der Welt.

Einen Monat später umringten 250 000 Männer zu mitternächtlicher Stunde einen Altar im Riesenpark von Buenos Aires. In Gegenwart vieler Kirchenfürsten wohnten sie der Meßfeier bei und flehten um den



St. Josef, Altdorf, im Aufbau

Frieden für Amerika und die ganze Menschheit. Die eucharistischen und marianischen Kundgebungen erheben also einmütig ihre vereinte Gebetsstimme um den gleichen zeitmotivendigsten Schatz: den Frieden! Sie und die ganze Christenheit haben wahrlich alle Ursache dazu in dieser ernstesten, entscheidenden Stunde für alle!

Mit Europa und Amerika fühlt sich hierin auch Asien und Afrika einig. Der bessere Teil der Menschheit und vor allem die katholischen Missionen der ganzen Erde stehen zur Friedenspartei. Ihr Beruf ist es, den Frieden zu bringen und zu predigen, wiederherzustellen und zu erhalten. Denn der Friede Christi ist und bleibt die große Gottesgabe seines Reiches, in dem allein der Friede herrscht. Jede katholische Kirche und Schule in der Heimat, jede Missionsstation im Heidenlande ist eine Oase des Friedens in der Wüste des heutigen allgemeinen Weltunfriedens. Ein in den brandenden Zeitwogen ruhig und zielsicher dahinziehendes Schiff, worin mitten im Sturme der König der Friedensstille ruht und — schläft. Im rechten Momente wird er sich erheben, den aufgeregten Elementen gebieten und es wird eine große Stille sein!



Wie Maria, so ist auch die katholische Kirche eine wahre Königin des Friedens! Ihre ganze Aufgabe und Sendung an die Zeit und Welt ist eine immerwährende Friedensmission. Von Petrus bis Pius XI. arbeitet sie beständig am großen Friedenswerk. Würden die Mächte der Finsternis und die Geldgier der Verblendeten nicht beständig hindern und niederreißen was sie aufbaut, so könnten alle in Ruhe, Sicherheit und Frieden leben. Sie gleicht einem majestätischen Zeppelin, dem idealsten Luftsegler, der über alle Unebenheiten des Planeten hinwegträgt und zu den reinsten Höhen strebt, wo weder Erdenstaub noch Wolkenmassen den Blick ins Weite hindern. Sie wählt die gerade Linie auf direktem Himmelsflug und wer sich ihr anvertraut, erreicht unfehlbar das hohe Ziel.

Der Kirche edles Wirken für den Frieden der Welt tritt am offensten in der übersichtlichen Statistik des Propaganda-Sekretärs zum heurigen Missionssonntage hervor. Das gleicht einer wirklichen Schau des Friedens, einem Panorama des Reiches für Alle unter der Sonne. An die 60 000 Missionsstationen in allen Teilen der Erde, 18 000 Priester der weißen, gelben, braunen und schwarzen Rasse, 9000 Laienbrüder als ihre Gehilfen in fast sämtlichen Missionsländern, 50 000 Schwestern aus allen Völkern leisten dem Friedenswerke wertvollste Dienste, 74 000 Katechisten und 62 000 Lehrer und Lehrerinnen arbeiten in der Mission. Die 38 000 Schulen unterrichten mehr als  $2\frac{1}{4}$  Millionen Schüler und Schülerinnen. In 1700 Spitälern stehen 36 000 Betten für die Kranken bereit. In 110 Leprosyhlen werden 13 000 Patienten gepflegt. In fast 2000 Waisenhäusern gegen 18 000 Waisen versorgt. Die Missionsarmee der katholischen Kirche zählt also gegenwärtig an die 220 000 aktive Mitglieder. Und sie alle sind Diener und Förderer des Friedens Christi im Reiche Christi. Sie widmen sich dem zeitlichen Wohl und ewigen Seelenheil ihrer Brüder und Schwestern in Christo. Sehr viele von ihnen rein um Gotteslohn, ohne persönlichen Vorteil. Nicht wenige überdies unter schweren persönlichen Opfern auf Lebensdauer.

Die ganze Friedensarmee der Kirche steht unter dem Patronate der Königin des Friedens. Maria präsidiert allen 60 000 Missionsstationen. Nach dem eucharistischen König ist sie die erste Hauptperson in jedem Missionsgebiete. Diese Wahrheit kam soeben auch in Südafrika wieder in besonderer Weise zum überzeugendsten Ausdruck. Die Mariannhiller Missionsstation Maria Trost hat endlich eine würdige und geräumige Missionskirche vollendet. Zur Einweihung am Christkönigsfeste, 28. Oktober 1934, erschien mit Bischof Fleischer von Mariannhill der Apostolische Delegat Südafrikas. Eineinhalb Tausend Katholiken, Katechumenen und Heiden, waren versammelt. Nächst den offiziellen Einweihungszeremonien, durch den Delegaten persönlich vollzogen, war die hochfeierliche Übertragung der Muttergottes-Statue, Maria, Trösterin der Betrübten, von der bisherigen engen Notkirche in das neue Gotteshaus das eindrucksvollste Ereignis des Tages. Eine lange Prozession mit brennenden Kerzen begleitete die hehre Patronin der Mission. Ihr Einzug in den Tempel glich einem Triumph, wie diese Gegend ihn nie gesehen. Nun thront die himmlische Trösterin an ihrem Ehrenplatze, von Engelsfiguren umgeben in der geschmückten Nische über dem Hochaltar von Maria Trost. Nächstens mehr von dem wahrhaft tröstlichen Weißhefte und dem gesegneten Fortgang dieser Mission der Mutter der Gnaden.

N.



## „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege nicht eure Wege . . .“

Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

An diese Worte des Propheten wird man unwillkürlich erinnert, wenn man an die beiden Apostel Johannes und Jakobus denkt, die mit ihrer Mutter Salome zum Herrn kommen, um ihn zu bitten, die ersten Ehrenstellen in seinem Reiche einnehmen zu dürfen. Sie dachte dabei an ein irdisches Reich und der Heiland dachte an sein Leiden. Darum die Frage des Heilandes: „Könnt ihr auch den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ Sie haben mutig geantwortet: Ja, wir können es.“ Ja, sie konnten



Eingeborene Schwestern bei einem Krankenbesuch

es tatsächlich, sie sind dem Herrn nachgefolgt im Leiden und in der Opfergegnung.

Lieber Leser! Wenn du mit mir in die Hauskapelle des erzbischöflichen Klerikalseminars in Freising eintreten könntest, würde ich dir eine wunderschöne Anwendung dieser biblischen Begebenheit zeigen, nämlich das Denkmal für die 63 im Weltkrieg gefallenen Theologen der Erzdiözese. Ein wunderschönes Flügelaltärchen stellt die anmutige Szene dar, wie die Mutter der beiden Apostel Jakobus und Johannes vor dem Heiland kniet, ihm ihre Bitte vortragend. Die Schrift unter dem Gemälde gibt uns die Antwort des Heilandes: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde.“ Was für ein sinnvoller Gedanke für das Denkmal der gefallenen Theologen. Für jeden dieser 63 Toten mag wohl auch viele Jahre schon eine fromme Mutter ähnlich gebetet haben, wie eine Salome. Ja, auch diese 63 Toten wollten dem Herrn möglichst nahe stehen als Priester des neuen Bundes. Sie waren opferbereit wie die beiden Apostel, sie wollten den Kelch des neuen Bundes ergreifen und hintreten zum unblutigen Opferaltar. Daran dachten sie. Und der Heiland, er dachte an



das blutige Opfer ihres jungen Lebens auf dem Altar des Vaterlandes. Und auch sie konnten es, den blutigen Kelch des Opfertodes für das Vaterland haben sie freudig getrunken.

Ich muß mich schon entschuldigen, lb. Leser, daß meine Gedanken etwas abgeschweift sind; denn ich wollte dir ja gerne von einem Blutbräutlein des Heilandes erzählen, einem jungen Missionschwesterlein irgendwo in Nie-



„O glückselige Einsamkeit!“  
Kleriker-Noviziatshaus St. Joseph, Reimlingen

Serbayern. Sie war eben kaum aus der Schule entlassen, als ich sie kennen lernte. Schon in ihrem jungen Mädchenherzen fühlte sie den leisen Ruf ihres Bräutigams. Ja, sie war opferbereit. Sie wollte hinausziehen in die fernen Heidenländer des dunklen Erdteils, Afrika, wollte ihr Leben sich aufzehren lassen als eine Opferkerze für ihren Bräutigam, in einem Leben voll Mühe und Opfer in der Mission. Und auch eine Salome war da, eine fromme Mutter, die wohl oftmals ähnlich betete wie die Apostelmutter, daß der Herr ihre Tochter recht nahe bei sich sein lasse im Ordensstand und Missionsberuf. Alle nahmen Teil an der Opferbereitschaft des



Blutbräutleins. Die Eltern brachten gerne die Opfer, das das Studium verlangte, damit dann das Töchterlein einmal als Lehrerin dem Missionar eine besonders brauchbare Stütze werden könnte in der Erziehung der armen Schwarzen, um gute Christen aus ihnen zu machen. Die Eltern brachten das Opfer der Trennung bei ihrem Eintritt in die Kongregation der Missionschwestern vom kostbaren Blut. Nur daran dachte man, für dieses Opferleben rüstete man sich; doch der Heiland dachte an eine Opferkerze, die sich in  $1\frac{1}{2}$  jährigem schwerem Leiden auf dem Krankenlager für ihn verzehre. Seine Gedanken waren nicht ihre Gedanken und seine Wege nicht ihre Wege. Sie wollte sich hinopfern für ihn im fernen Afrika, der Bräutigam aber wollte die Opferkerze niederbrennen lassen in der nordischen Heimat. „Kannst du den Kelch trinken, den ich trinken werde“; den Kelch vollständiger Entfagung, den Kelch der Hingabe deines jungen Lebens, noch bevor ich dir Zeit gegeben habe, für mich zu arbeiten. Ob sie es konnte? Ja, sie konnte es. Sie war eine Missionschwester im vollen Sinne des Wortes, weil sie die Opferbereitschaft hatte bis zur Hingabe des eigenen Lebens für den himmlischen Bräutigam. Nun ist die Opferkerze niedergebrannt. Nicht viel ist mehr übrig geblieben für das stille Grab, das keine Palmen beschatten, an dem keine Negerkinder beten. Sie ruht im Schatten derselben Kirche, in der sie einst getauft worden war und in der sie wohl auch zum erstenmal den Ruf zur Opferbereitschaft von ihrem göttlichen Bräutigam vernommen haben mag, an ihrem „schönsten Tag des Lebens“, an ihrem „Weissen Sonntag“.

## Bill will vom Missionar getauft werden

Von P. Konrad Altwanger R.M.M.

Bill ein munterer Knabe und seine ältere Schwester lernten schon zwei Jahre in Empandeni als Böglinge und beide baten um die Taufe. An Wissen fehlte es nicht; aber sie wurden auf später vertröstet, da die Verhältnisse bei ihren heidnischen Eltern sehr trostlos und eine große sittliche Gefahr für die Kinder war. Der Vater lebte getrennt von der Mutter. Es kamen die Ferien und Bill zog heim zum Vater; drei Tagmärsche weit. Aber am Abend des ersten Tages war er unwohl. Es scheint, daß er sich auf dem Wege eine Verletzung des Rückenmarkes zugezogen hatte. Nur mit großer Mühe konnte er die Heimat erreichen. Dann lag er krank darnieder und wurde immer elender. Er bat um die Taufe, aber er wollte vom Priester getauft werden, um gewiß die Taufe richtig zu erhalten. Ein Bote brachte die Nachricht ins ferne Bulawaho. Bald war P. Bossenti mit dem Motorrade auf dem Wege. Was ist 70 bis 80 Meilen für ein Motorrad? Aber die Wege sind schlecht, steinig und ausgewaschen, und dann wieder lange Strecken tiefer Sand. Der Vater war nach verschiedenen Umfällen gezwungen umzukehren und war froh, Bulawaho noch zu erreichen. Bill wartete vergebens. Nun bat er seinen Vater, ihn per Auto nach Bulawaho zu liefern für die Taufe. Ein Häuptling in der Nähe besaß ein altes Auto. Doch dem Vater kostete es eine Auslage, die den Verkauf von zwei Stück Rindvieh notwendig machte. Aber aus Liebe zu ihren Kindern nehmen die Neger oft große Opfer auf sich. So kam Bill nach St. Patrick in Bulawaho elend und zerschlagen, aber glücklich sein Ziel erreicht zu haben. Er erhielt in der Taufe den schönen Namen Alois und erhielt auch die heilige Kommunion.

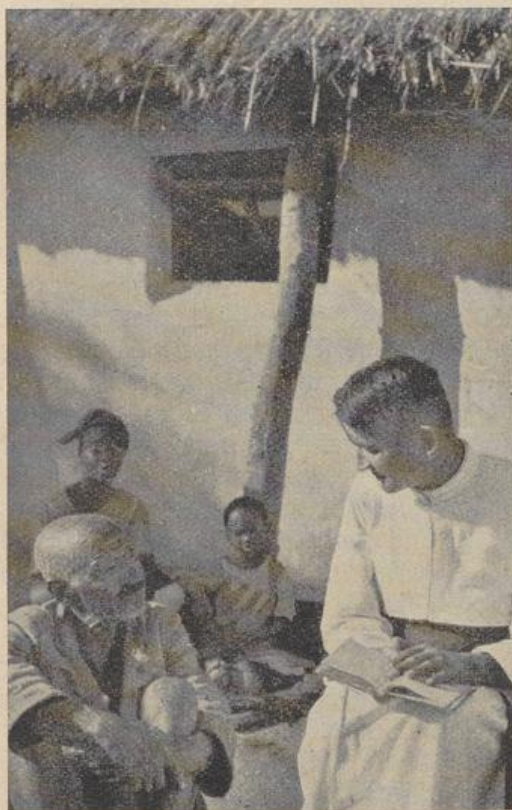


## Ein über 100 Jahre alter Katechumene

Von P. Konrad Altvanger RMM.

Mafivelambila der Sohn des Gründers der Matabele-Nation lernt eifrig für die Taufe und beklagt sich nicht, zu alt zu sein für's Lernen, obwohl er schon über 100 Jahre alt ist. Seine Geschichte ist kurz gefaßt folgende:

Sein Vater Mzilifazi war ein Induna, d. i. ein General, Tschakas, des großen Zulukönigs in Natal. Er sammelte einige hundert Krieger um sich und als er einst auf einen Kriegszug ausgesandt wurde, zog er es vor, nicht zurückzukehren, sondern ein eigenes Reich aufzurichten. Die Zahl seiner Getreuen wuchs rasch durch Flüchtlinge aus Natal und geraubte Leute; denn seine Methode war ständig die Ansiedelungen zu überfallen und alles mitzunehmen und die jungen Männer ins Heer zu zwingen. Buren- und Zuluheere kämpften gegen ihn mit wechselndem Erfolg. Schließlich wurde ihm aber der Boden Transvaals zu heiß und er zog nordwärts durch das Bechnonoland über den Limpopofluß ins heutige Süd-Rhodesia. Da fanden sich große Ländereien mit viel Weide, viel Wild und ein Negervolk, denen die Einheit fehlte. Das war der geeignete Platz ein neues Reich zu gründen und die langjährige Wanderung zu beenden; denn von Hause aus ist der Neger kein Nomade, sondern ein Ackerbauer und ein Viehzüchter.

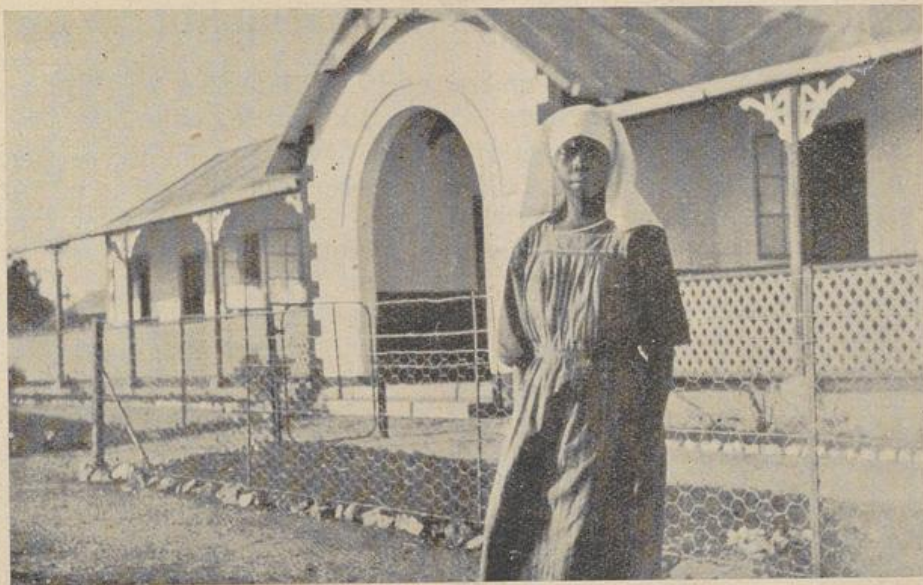


P. Joseph Ebert RMM. unterrichtet den 102 Jahre alten Mafivelambila, Sohn des Mzilifazi (Empandeni-Mission)

Mit Mzilifazi kamen seine Kinder. Lobengula sein späterer Nachfolger und unter den jüngeren auch Mafivelambila, damals ein Knabe. Als 1837 die entscheidenden blutigen Kämpfe gegen die Zulus und die Buren mit Feuerwaffen ausgefochten wurden, war er ein kleines Büblein, das die Mutter auf der Wanderung tragen mußte; etwa 5 Jahre alt.

Er sah das Volk seines Vaters gewaltig anwachsen durch die ständigen Kriege und Raubzüge nach allen Richtungen. Er sah seinen älteren Bruder Lobengula seinem Vater in der Regierung folgen; er sah die Weißen kommen; er erlebte den Kampf der Matabele mit den Engländern. Lobengula starb, seine Brüder und Schwestern schieden von der Welt, aber Mafivelambila blieb übrig. Er hatte über 300 Stück Vieh und 6 Söhne und 6 Töchter. Aber Viehseuchen kamen übers Land





Ein Theresienkind, Krankenpflegerin vor unserem  
kleinen neuen Spital (Empandeni-Mission)

und vieles Vieh ging verloren. Auch die meisten seiner Kinder starben, aber Makwelambila starb nicht. Eines seiner Enkelkinder wurde katholischer Lehrer, dessen Schwester trat den Eingeborenen-Schwestern „Theresienkinder“ genannt bei. Hat wohl das Gebet seiner katholischen Kinder und Kindesfinder es erwirkt, daß Makwelambila hundertjährig sich nach dem Himmel zu sehnen begann und es nicht scheute Schulkind zu werden, d. h. die Gebete und Glaubenswahrheiten zu lernen? Seine Tochter Agnes, eine Witwe, die nun auf der Missionsstation Empandeni lebt, unterrichtet ihn jeden Morgen und P. Joseph Ebert jeden Abend und bald wird er die heilige Taufe erhalten, wonach er sehr verlangt. Hundertzwei Jahre wird nun sein Alter sein, aber er ist noch ganz rüstig und lebhaft und erzählt gerne von den längst vergangenen Tagen seines großen Vaters Nzilikazi, des Gründers und Herrschers der Matabele-Nation.

Zur Ernte winkt der kleinste Erdteil, die ozeanische Inseln mit 7 200 000 Menschengarben. Zur Ernte ladet Afrika mit 137,500 000 Seelengarben. In Nord- und Südamerika bedecken 205 600 000 und in Europa 468 700 000 Garben das Land. Und Asien, der Riese an Land und Volk, zählt 907 000 000 Seelen.

Weit über alle Rasseneigentümlichkeiten in Form und Farbe, in Sprache und Lebensart soll die Kirche Christi alle Menschen zu einer Gottesfamilie, zu einem Reiche Christi, zu einer Herde und Hürde zusammenfassen. Die wahre Kirche Christi muß katholisch sein, wie auch ihr von Christus gewolltes Missionswerk katholisch sein muß.



## Ein Friedhof=Vergißmeinnicht

Soeben wurde wieder einer unserer ältesten Mitarbeiter vom Missionsfelde zur ewigen Ruhe abberufen: Bruder Botholf Pawlika RMM.

Vor 48 Jahren hatte der Oberschlesier aus Beuthen seine schöne Heimat verlassen und war dem inneren Rufe zum Ordens-Missionsleben in Afrika gefolgt. Wie so manche aus dieser Gegend, die in unserer Kongregation wirken, stieg Bruder Botholf ehemals als Bergknappe in die Unterregionen Schlesiens hinab, um „schwarze Diamanten“ zu fördern. Bis zum 28. Lebensjahre diente er dem Gemeinwohl durch diese opferreiche und gefahr-

volle Arbeit. Da kamen die ersten Mariannhiller Kalender in seine Hand und erzählten ihm von einem noch besseren Opferleben, um noch viel wertvollere „schwarze Diamanten“ für den Himmel zu gewinnen. So verließ er das staubige Kohlenrevier und eilte wie nicht wenige seiner tiefgläubigen katholischen Nation vor und nach ihm zum sonnigen Süden. Der Gründer von Mariannhill, Abt Franz, nahm den Postulanten mit mehreren anderen persönlich in den Orden auf und legte ihm das heilige Kleid an. Wie die übrigen, so erhielt auch unser Oberschlesier aus Beuthen einen seltenen Namen — Botholf —, worüber Abt Franz eine jener originellen Ansprachen hielt, die nachmals in einer besonderen Broschüre gedruckt erschienen. Die anderen Namensträger, wie Bruder Esfill, Hannibal, Gerefin, Ma'ol usw. sind bereits alle zur ewigen Heimat eingegangen. Unser lieber Bruder Botholf



Die Korbflechterin (Matabeleland)

folgte nun am 16. März im hohen Alter von 76 Jahren.

In den ersten Jahren seines Ordenslebens diente er der Mission als landwirtschaftlicher Arbeiter und in verschiedensten Beschäftigungen. Sodann als Müller auf den größeren Stationen, namentlich Reichenau, Centocoin, Lourdes und zuletzt in St. Isidor bei Mariathal. So hatte er zwar auch wieder ein „staubiges Geschäft“ wie in seiner Heimat, aber doch über der Erde und im weißen Staube der gut eingerichteten Mühlenanlagen an den Wassern des Polela, Capane und Tropo. Der fleißige Müller von kleiner Statur und großer Dienstwilligkeit hielt trotz schwächlicher Körperbeschaffenheit jahrzehntelang im Mühlenbetriebe aus. Das Schärfen der Mahlsteine hatte er sich fachmännisch angeeignet. Außer den Steinen der eignen Mühle hielt er auch jene der anderen Stationen in Stand. Als



erfahrener Bruder durfte er sich an speziellen Neugründungen beteiligen wie z. B. der Gründung der Station St. Bernhard und der zeitweiligen Missionsstelle in Johannesburg.

Bruder Botholf bewährte sich fast ein halbes Jahrhundert hindurch als treuer Ordensmann von gutem Geist und echter Frömmigkeit. Das Ora und Labora, pünktliche Ordnung und klösterliche Genauigkeit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Besonders erbaulich war seine Liebe zur monastischen Armut, seine Ausdauer im Gebete und Kirchenbesuche, auch in den frühesten Stunden der kalten Wintermorgen. Das Früh-Offizium, die heilige Messe und die heilige Kommunion schätzte Bruder Botholf gar hoch. Lange Zeit leistete er auch mit Vorliebe Mehner- und Glöcknerdienste. Durch diese Lebensweise und gutes Beispiel förderte er gewiß eine schöne Anzahl „weißer“ und „schwarzer Diamanten“ für den Himmel. Die Mission der Brüder besteht ja vornehmlich in Gebet, Arbeit, Opfer und Tugendbeispiel. Das alles wirkt nach innen und außen unvermerkt aber beständig mit der Gnade Gottes. Diese Predigtweise der Missionshelfer ist ein nicht zu unterschätzender Bergknappendienst an der Förderstelle der „schwarzen Diamanten“ aus dem dunklen Afrika zu den lichten Höhen der Heimat, jeder durch das kostbare Blut Christi erkaufen Seele. Mancher „afrikanischer Diamant“ glänzt vor den Augen Gottes in vorzüglicher Schönheit. Wenn die Europäer ihn finden, reinigen, schleifen und für die Schatzkammer des Königs sichern, leisten sie ihm einen äußerst angenehmen Dienst! Daran dachte wohl auch unser treuer Bruder Botholf und wir dürfen hoffen, daß er sich bereits des Anblickes der himmlischen Schätze erfreuen wird.

Als Müller diente er überdies mit seiner Arbeit dem leiblichen Unterhalt und der Ernährung so vieler Missionäre, Christen und Eingeborenen. Er sorgte mit für das tägliche Brot von Hunderten und Tausenden, indem er Mais und Getreide in Mehl verwandelte. Auch für dieses Werk der Barmherzigkeit wird der Brotvater aller ihm ein reichlicher Vergelter sein.

Der freundliche und gemüthvolle Bruder bewahrte seinen guten Humor bis ins hohe Alter. Mit 74 Jahren nötigten ihn körperliche Gebrechen zum Rückzug von seinem staubigen Posten. In Gebet und geduldigem Leiden verbrachte Bruder Botholf seine letzten Tage im Mariannhiller Spital. Im 76. Lebensjahre und 46. Jahre seiner Ordensprofess durfte er drei Tage vor dem Feste des heiligen Joseph zur ewigen Heimat ziehen, nachdem er diesen besten Sterbepatron so oft im Leben um ein gutes Scheide- stündlein angefleht hatte. — Der 235. in der Reihe der heimgegangenen Mariannhiller ruhe im Frieden des Herrn!

Wenn ihr solche wiisset, die Eifer für die Ehre Gottes haben und geneigt sind, den heiligen Missionsdienst zu übernehmen, so bestärkt sie in ihrer Überzeugung und ermahnet sie, Fleisch und Blut nicht nachzugeben, sondern, nachdem sie den göttlichen Willen befragt und klar erkannt haben, dem Rufe des Heiligen Geistes ohne Zögern zu folgen.

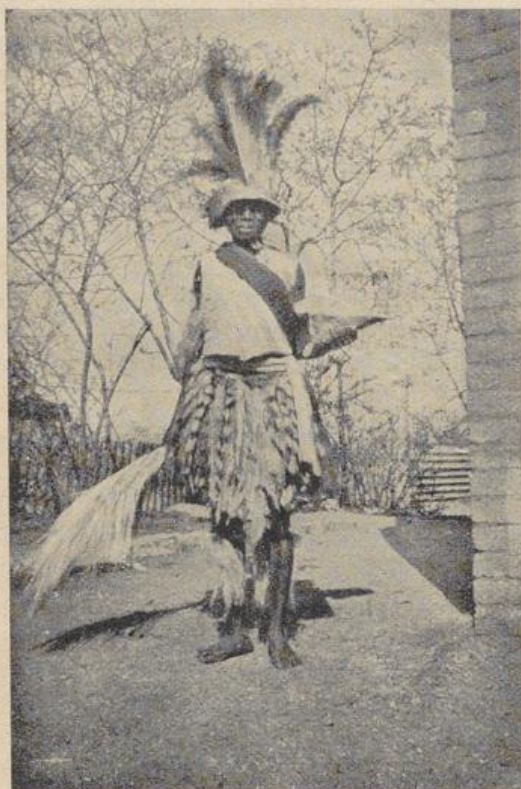
Papst Leo XIII.



## Embandeni

Von P. Konrad Altvanger RMM.

Der 22. Mai war im Kalender angestrichen. Ein wichtiger Tag für die Embandeni-Mission! P. Bernard Huß RMM., der bekannteste Soziologe und Gründer und Führer der katholischen Vereinigung der Neger Süd-Afrikas kommt. Er ist von der Regierung Süd-Rhodesias berufen zu einem Vortrag auf der „Interterritorial Jeane Conference“ in Salisbury, der Hauptstadt Süd-Rhodesias. Unser Apostolischer Präfekt Msgr. J. Arnoz in Begleitung des P. Andreas Baufwein kamen per Auto von Bulawayo, holten P. Bernard um 4 Uhr früh an der Bahn in Plumtree ab und brachten ihn nach Embakwe. Nach der heiligen Messe und einer kurzen Besichtigung ging es weiter nach der Missions-Station Embandeni.



Der Tanzmeister (Bulawayo-Mission)

Hier waren schon eine Anzahl Lehrer, Schulkinder von Außenschulen und andere Neger zusammengekommen. Manche kamen 18, andere 22 Kilometer weit her. P. Bernard hielt einen Vortrag über Volkswirtschaft, über Haushalten mit den Gütern, die den Eingeborenen von Gott gegeben sind; nicht um sie zu verschwenden, sondern zu ihrem Besten zu gebrauchen. Dann war eine Vorstellung von Freiturnübungen der einzelnen Schulen, die allgemein Beifall fanden. Zum Schlusse erheiterte besonders ein Lehrer alle, indem er in alter Ntebeletracht erschien und etwas von den alten Ntebeleltänzen vorführte. Auch eine kleine Ausstellung der Handarbeiten der Schulkinder war zu sehen. Holzarbeiten wie Stühle,

Löffel, Arte; Flechtarbeiten aus Gras, Palmblättern, Bast, Matten, Körbe, Taschen; Töpferei und Nadelarbeit, sowie Stickerei und Heckelarbeiten waren da zu sehen. Die kleinen Gärten und Felder, die zu jeder Schule gehören um den Negern rationellen Ackerbau und Gemüseanbau zu lehren, waren auch vertreten durch Tomaten, Bohnen, Rüben und Mais. Selbst Erzeugnisse der Kochkunst fehlten nicht bei der Ausstellung. Einen Besucher hörte ich sagen: „Katesi abantwana bayafundiswa kakula.“ „Seht werden die Kinder sehr gut unterrichtet.“

Noch stand die Sonne nicht tief am Himmel, da nahmen die Gäste schon Abschied; denn am nächsten Tage wartete schon viel Arbeit in Bulawayo auf sie. Auch die Schulkinder zogen in Gruppen heimwärts.



## Kirche

Daß Sie uns hangenden  
Höchstes verlangenden  
Menschen des Dunkels  
Pfade erhellst,  
Hat sie als wirkende  
Himmelverbürgende  
Mutter zur Seite  
Gott uns gestellt.

Treu der erbarmenden,  
Alles umarmenden  
Mutter im Glücke,  
Treu ihr in Not!  
Denn ihr gab der Meister  
Die Scheidung der Geister, —  
Sie hat das Leben  
Und keinen Tod. . . .

Ruppert Dörfling

## Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Da läßt Vater Werner die Hände sinken und schaut starr hinüber zum Kai, wo die hohe Gestalt noch unbeweglich steht und zum Schiff hinüberschaut. Vater und Sohn . . . Mug in Auge — und doch unbittlich getrennt.

Da beginnt das Schiff langsam sich zu bewegen. Wie ein weißer Schwan gleitet es die Landungsmauer entlang.

Der Mann an der Mauer macht eine jähe Bewegung, als wolle er ihm nachstürzen, . . . hält aber plötzlich ein — hebt langsam beide Hände, streckt sie hinüber zum Schiffe, zu seinem Sohne, der unwillkürlich das gleiche tut.

Die „Kronprinzessin“ wendet sich. Der große Moment ist vorüber.

Da nimmt Vater Welter, der älteste der vier, den jungen Konfrater bei der Hand und führt ihn in seine Kabine.

Hier saß er lange, den Kopf in die Hände gesenkt, und starrte vor sich hin, als hielte eine unglaubliche Phantasie ihn fest, die keine Wirklichkeit sein konnte. Der Vater, — der Vater sollte das gewesen sein, — kaum einen Steinwurf weit von ihm? Der Vater, nach dem er in so mancher Heimwehstunde bei Tag und Nacht sich umsonst gesehnt hatte? Und nun wollte das grausame Meer sich hoffnungslos zwischen sie legen. Wie ein Fieber brauste es taumelnd durch ihn hin: Es war kein Traum, er war es, der Vater, der Vater. Ihm war, als müsse unter dem harten Stöhnen, das sein ganzes Sein durchstieß, alles in ihm aus den Fugen gehen.

Dieser Abschied war härter als der erste damals, aus dem Elternhause.

Und doch — und doch — das war der Sonnenstrahl nach dem Gewittersturm —,



der Vater war nicht mehr der, der er gewesen. Er war nur mehr der Freimaurer, der ihn verleugnete. Die Vaterliebe hatte ihn heimlich fortgetrieben auf die weite Fahrt zum Hafen, um noch einmal den Sohn zu sehen.

Begann der Himmel schon ihm für sein Opfer den Preis zu zahlen? Der Gedanke war wie ein linder Südwind über einem sturmbelorenen Schiffe.

Als Herbert am Abend mit abgeklärtem Gesicht wieder zu den andern kam, da war die heimatliche Küste verschwunden. Nur ein schmaler, dunkler Streifen am Horizonte grüßte noch von dem Lande, das seine Heimat war.

Mit starkem Willen wandte er sich ab, dem Lande und den Menschen zu, die ihm mehr sein mußten als Heimat und Vater und Mutter.

Als Frau Werner und Ruth nach Hause kamen, wunderten sie sich, den Justizrat nicht zu finden. Er habe ein paar Tage verreisen müssen. Seine Rückkehr sei noch unbestimmt, meldete das Mädchen.

Sie sahen sich an. Sollte er ... Aber das war ja nicht möglich! Da hätte er sich ja ihnen anschließen können ... Aber sein Stolz, der immer wieder der Liebe den Weg vertrat!

Mit Spannung warteten sie auf ihn. Als er nach zwei Tagen heimkam, ... war er das wirklich? War das der stolze Mann, der sonst mit seinem Blick alles bezwang, der sich nun so gebrochen von den Frauen ins Haus führen ließ ...?!

Kein Wort sprach er von Ziel und Zweck seiner Reise. Frau Mathilde und Ruth aber wußten nach einem Blick in sein verfallenes Gesicht genug, obschon sie sich Näheres nicht denken konnten.

In der Nacht phantasierte Werner. Immer wieder sprang er auf und streckte die die Arme aus nach Unsichtbarem. Mit beschwörendem Ausdruck rief er nach seinem Sohne, daß er nicht von ihm gehen möge ...

Die Frauen hatten Mühe, ihn zurückzuhalten, wenn er immer wieder einem weißen Schiffe nachvollte ...

Am andern Morgen erkannte er die Seinen nicht. Der alte Hausarzt und Hausfreund Sanitätsrat Reeling wurde gerufen. Er brachte seinen Sekundanten, Dr. Reinert, mit.

„Ein böses Nervenfieber,“ konstatierten beide übereinstimmend. „Da muß eine heftige Gemütserschütterung vorausgegangen sein.“

Dr. Reinert ahnte irgendeinen Zusammenhang zwischen Herberts Abschied und

des Justizrats Reise und Erkrankung. Fragend sah er Ruth an. Sie nickte, und er wußte Bescheid.

„Es läßt sich denken, was an seinem Lebensmarke zehrt und ihn niedergeworfen hat wie eine Eiche,“ äußerte der Sanitätsrat voll Mitgefühl zu Frau Werner.

„Ja, er gehört zu den Menschen, die das Geschick weder biegt noch bricht, bis sie die zwingende Hand im Nacken fühlen,“ seufzte sie.

Wange Wochen vergingen. Für die Frauen ging das Heimweh nach Herbert in der Sorge für den Kranken unter.

Endlich ein Lichtblick. Nach einem tiefen Schläfe sah Werner eines Tages klar um sich.

„Mir ist, als wäre ich lange fortgewesen. — Ich war bei Herbert.“ Er sagte es so ruhig und selbstverständlich, als hätte es nie den leisesten Mißton zwischen ihm und seinem Sohne gegeben.

Frau Mathilde streichelte seine Hand. „Warst auch gewiß bei ihm, Kurt. Er sendet Grüße von hoher See.“

„Von hoher See?“

In Werner dämmerte das Erinnern: Das weite Meer — ein weißes Schiff — viele Menschen — einer im schwarzen Kleide, der die Arme nach ihm streckte ... Er wußte es wieder wie er seinen Anblick in sich hineingetrunknen hatte, bis ... Weiter wußte er nichts mehr. Er war erst in einem Hotel, in das man ihn von irgendwoher gebracht haben mußte, wieder zu sich gekommen. Dann war er, jede Begleitung ablehnend, mit halben Sinnen heimgefahren.

Müde fielen ihm wieder die Augen zu. Der Schlaf gab ihm Vergessen. Als er dann mit klarem Kopfe wieder erwachte, da sah er über dem neugeschenkten Leben nur das trostlose Wort: „Zu spät!“

In der „blauen Villa“ ist manches anders geworden. Melitta ist nun Herrin des schönen Besitzums. Hanna und Friedrich, den beiden Getreuen, hat sie in edler Pietät ein friedliches Ausruhen gegeben. Hanna aber nutzt die verdiente Ruhe nur halb aus. Nach wie vor schleppt sie ihre zerbrechlichen Glieder zur Frühmesse ins Kloster, geht den Kreuzweg oder sitzt in ihrem sonnigen Stübchen, die runzligen Hände am Rosenkranz.

„Für meinen Herrn,“ murmelt sie allemal, wenn Melitta oder Werners ihr ein längeres Ausschlafen anraten. „Wird die alte Hanna noch nötig haben.“

Melitta ist seit des Onkels Tode merkwürdig ernst geworden. Die Geheimnisse der Ewigkeit haben ihre sorglose Kinder-



Seele zum ersten Male berührt. Auch die Freundschaft mit Ruth gab ihrem frohlebigen Sinne eine ernstere Richtung. Mit der ganzen Leidenschaft südlischen Naturreichs schloß sie sich der älteren Freundin an. Alles, was ihre erwachende Seele betogte, vertraute sie ihr.

Doch nicht alles. Ein zartes Geheimnis, ihr selbst kaum bewußt, barg sie scheu in ihrer Brust.

Aber sie wußte nicht, wie tief Ruth, die im knospenden Garten einer Liebe viel besser Bescheid wußte, ins verschwiegene Heiligtum ihres Herzens hineingeschaut hatte. Ruth hatte Melittas tiefes Erglühen gesehen, als sie Dr. Reinert zum ersten Male nach des Onkels Tode bei Werners wieder begegnet war. Ein Gebet stieg ihr manchmal aus dem Herzen, daß der Freund den rechten Weg finden möge.

Unerwartet würde wohl eine Stunde kommen, da sie dem, der ihr als Freund und Kamerad immer lieber geworden, sehr weh tun müßte. Sie bangte vor dieser Stunde — seinetwegen.

Dr. Reinert ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Er fühlte, dieser Zustand zwischen Hoffen und Enttäuschung, dieses Warten und Harren auf ein einziges Zeichen, das ihm Bürgschaft wäre für Ruths Liebe, brachte ihn nach und nach um seine Ruhe, störte ihn in seinem Berufe.

Eines Tages war er es leid. Entweder — oder!

Er kleidete sich sorgfältiger als sonst an und stand eine halbe Stunde später an der Wernerseken Villa.

Alles ausgeflogen.

„Die Herrschaften sind zur Stadt gefahren, und das gnädige Fräulein ist vor fünf Minuten zur „blauen Villa“ gegangen,“ wurde ihm gemeldet.

Eilig ging er den See hinab. Vielleicht, daß er sie noch einholen könnte. Doch als er um den Park bog, sah er sie bereits nicht mehr. Wieder umsonst!

Schon wollte er umkehren. Da sah er durch die Tannen, die eine Ruhebänk umgaben, etwas Weißes schimmern. Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn. Ruth? Sie war es wirklich.

Er hätte sie gerne ein Weilchen beobachtet, um in ihren Zügen sein Schicksal zu erforschen. Aber sie mußte seinen Schritt bereits gehört haben. Sie kam auf ihn zu. Er sah, sie hatte geweint.

„Gnädiges Fräulein, was bedeutet das?“

Er nahm ihre Hand. Sie setzten sich. Ruth bemühte sich, zu lächeln.

„Was ist's, das Sie betrübte?“ forschte er.

„Ich muß immer noch an das arme Kind denken, dem wir heute morgen das Beinchen amputiert haben. Dabei arm ... und elternlos ... ein Krüppel. Welch ein Karfreitag wird solch ein Leben einmal werden!“

Reinert triumphierte heimlich. Da gab sie ihm ja selbst das Netz in die Hand, darin sie sich fangen lassen mußte.

„Sie haben recht,“ entgegnete er nach kurzem Schweigen. „Auch mir greift das traurige Geschick solcher armen Wesen tief in die Seele, hat es immer getan. Seit Jahren sinne ich, wie da zu helfen wäre. Ich glaube, wir können es, könnten helfen, Fräulein Ruth. Darum kam ich heute, Sie zu fragen, ob Sie mir helfen wollen!“

Ruth sah ihn unruhig von der Seite an. War es nur die Sorge um die kleinen Waisen, die so leidenschaftlich durch seine Stimme zitterte?

Da sah auch er sie an. In diesem Blicke lag alles, was er seit dem ersten Begegnen für sie empfunden hatte, die starke, erprobte Liebe des gereiften Mannes, die zwingende Bitte, die machtvolle Forderung: „Sei mein! ... Du mußt mein sein!“

Ruth war bleich geworden. Nun war die Stunde doch gekommen. Wieder sollte sie einen Freund verlieren, mit dem sie in echter Kameradschaft so sicheren Weg gegangen war.

Er wartete, daß sie ihm die Antwort gäbe, die ihn zum glücklichsten oder einsamsten Menschen machen würde.

„Ruth, sollen wir diesen armen Waisen Vater und Mutter sein?“

„Ich kenne nicht die Tragweite Ihrer Worte,“ entgegnete sie leise.

Da begann er ihr seine Pläne darzulegen, ruhig, mit warmer Begeisterung: Eine Kinderklinik mit anschließendem Heim für die armen, elternlosen Krüppel unter ihnen, an irgendeinem sonnigen Plätzchen am See ...

Ruth hörte ihm bewundernd zu. Was war das für eine Wundertwelt, die er ihr erschloß! Auch sie hatte Träume gehabt, ferne, ungreifbare.

Wieder sah sie ihn forschend an, ob es nur der helfende Kamerad sei, den er suchte.

Da ergriff er ihre Hand: „Ruth, hören Sie mich an, ehe Sie sich entscheiden ... Sie kennen mich seit langem; ich war ein sorgloser, leichter Gesell, drückte mich nach Kräften an des Lebens Ernst vorbei. Als ich aber Helmut und Herbert — sie waren unsere Besten — einen Weg beschrei-



ten sah, auf dem ich mir bis dahin nur Einfältige und hüßende Weltfate gedacht, da bin ich nachdenklich geworden und habe haltgemacht und mich besonnen auf meine eigenen Lebenswerte und -ziele. Ich lernte jene Entsager, Höhensteiger verstehen und bewundern, wennschon ich ihnen nicht folgen konnte. Und dann sah ich mich auch um nach jenen auf der Nachtseite des Lebens, brachte ein tiefes Erbarmen mit für diese Schattenkinder. Ein Barbar war ich, dank meiner herrlichen Mutter, nie, nur ein leichtlebigenes Kind meiner Zeit."

Er schwieg eine Weile und wartete, daß sie ein Wort sage. Da sie aber nicht sprach, fuhr er fort: „Seit ich Sie kenne, Ruth . . . Sie nahmen den Suchenden mit in Ihre Geisteswelt. Wollen Sie mir den Platz dort lassen. Wollen Sie mit mir zusammengehen als Lebenskamerad, als . . . meine Gattin?"

Es wurde so still zwischen ihnen, daß einer des andern Herzschlag hätte spüren können. Sie schauten beide über den See, der still, wie ein Menschengesicht, zu ihren Füßen lag. Über ihnen sang ein scheues Vöglein, und im Graze zirpten die Grillen.

Ruth sah da wie gefoltet. Bei seinen letzten, dringlichen Worten schlug sie die Hände vors Gesicht.

„Lassen Sie sich, Ruth, und sagen Sie es mir morgen. Wenn Sie wollen, gehe ich jetzt, damit Sie sich in Ruhe entscheiden können."

Da ließ sie die Hände sinken. Sie waren naß von Tränen. Eine andere Stunde stand vor ihrer Seele, da ein anderer neben ihr saß und so ganz andere Worte sprach. Jener wußte den ganzen Reichtum ihrer Liebe in seinem Besitze und sprach von Entsagen. Ging von ihr und ließ sie allein. Und hier war nun einer, der nach dem verlangte, was jener verschmähte, und nun sollte sie ihm sprechen von Verzicht, sollte ihn einsam machen und selbst noch einsamer werden?

„Soll ich gehen?" fragte er wieder.

Sie atmete schwer und sagte ruhig: „Zürnen Sie mir nicht, aber meine Antwort muß heute und morgen dieselbe sein. Es ist mein Geschick, daß ich einsam sei."

Leise versagend glitten die letzten Worte über ihre Lippen. Sie war mit einem Male todmüde. Sie fühlte sich versucht, ihren Kopf an seine Schulter zu legen und die Augen zu schließen und nichts mehr zu denken.

Aber sie raffte sich zusammen. Er durfte es nicht merken, wie sie müde war.

Da ließ er ihre Hand sinken und sprach

gepreßt: „Ist's der Schatten von einem, der uns beiden teuer ist, der zwischen uns steht, Ruth? So darf ich Ihnen sagen, daß Herberts Segen und innigste Wünsche auf Ihrem „Ja" liegen."

„Ich weiß es. Und doch kann ich es nicht sprechen."

„Was ist es sonst?"

Wieder schwieg sie. Ihr Blick lag mit unergründlichem Ausdruck auf der fernen Alpentette.

„Kennen Sie die eigenartige Blume, die nur in unbetretenen Einsamkeiten lebt, die nur ein einzigmal blüht, ob die Sonne auch ferner all ihre Glut an sie verschwendet? Bis zu ihrem Vergehen denkt sie ihrer einzigen Blüte nach, . . . ob sie ihr längst auch genommen wurde, . . . vielleicht für des Altars Zierde . . . Ja, Sie kennen solch eine Blume der schroffen Alpenecke. Lassen Sie sie in ihrer Einsamkeit, ob diese auch herb ist und selbstgewollt. Sie verlassen kann sie nicht, weil sie jener ersten Blüte nachsinnen muß, immer . . ."

Ein Aufschluchzen nahm ihr die Stimme.

„Lassen Sie uns ihr zusammen nachsinnen," sprach er kaum hörbar.

„So wie bisher, nicht wahr?"

Er sagte nichts. Sah dunklen Blickes den weißen Schwänen zu, wie sie stolz und unbewegt über den See glitten, und dachte an die Sage vom Schwan, der nur singt, wenn er zu Tode getroffen ist.

War auch dieses junge Menschenherz neben ihm vom ersten großen Lebensschmerz so tödlich getroffen, daß er bis zum Ende immerfort nur das hohe Lied jener Liebe singen mußte, die für volle Hingabe keinen Lohn findet als Einsamkeit und schmerzvolle Erinnerung lebenslang?

„Ist denn nun alles vorüber?" Tonlos fragte er es.

„Was soll ich Ihnen noch sagen? Soll ich mit einer Unwahrhaftigkeit an Ihrer Seite leben? Soll ich den ganzen, unbrauchten Schatz Ihrer Liebe von Ihnen annehmen und nichts zurückgeben können als Freundschaft? Eine Freundschaft und Wertschätzung allerdings, wie man sie dem edelsten Menschentum weicht."

„Wenn es das ist . . . Ich bin damit zufrieden. Ich werde warten können, bis Sie mich lieben lernen. Bis Sie eines Tages von meiner Geduld bezwungen sein werden. Ich denke ja nicht an die himmelstürmende Flamme, die schwärmerische Jugend erträumt. Die gereifte, ernste Liebe, die die Seelen verbindet, die



immer tiefer, reicher, abgeklärter wird, — dieser Edelstein ist's, den ich suche. Sie wissen es. Andere findet der Mann an allen Wegen. — Ich weiß es, Ruth, Ihre Seele liebt die meine wieder. Leugnen Sie es, wenn Sie können."

"Das Streben zum gleichen Ideal setzt es voraus," sprach sie leise. "Lassen Sie uns weiter ihm dienen wie bisher. Sie der helfende Arzt, ich die dienende Samariterin. Anders kann, darf es nicht sein."

Da wandte er sich ab und schwieg. Der Vorhang war gefallen. Er stand auf und sagte müde: "Ob Sie ahnen, was Sie mir

Tiefe Glut stieg ihm ins Gesicht. In schroffer Abwehr wandte er sich um, und durch seine Stimme ging ein verhaltenes Grollen:

"Sie raten mir, was Sie selbst weit von sich weisen. Denken Sie an Ihre Alpenpflanze. Es gibt deren nicht nur eine."

Da legte sie die Hände in den Schoß und sagte nichts mehr. Er sah sie noch einmal an, tief und lange, reichte ihr wortlos die Hand und ging, ohne noch einmal umzusehen, den Bergpfad hinan.

Ruth blieb regungslos auf derselben Stelle. Sie war müder als der Sommer-



Missionshaus St. Josef, Altdorf: Edle Wohltäter aus der Schweiz, die uns durch Obstspenden unterstützten

antun? — Sie wollen einsam sein. Nun, ich will es auch."

"Warum wollen Sie es? So viele liebe Blumen blühen an Ihrem Wege."

"Was soll ein Mann wie ich, ein Arzt, der täglich in der Menschheit tiefstes Elend hineinschauen muß, mit den Blumen des Lenzes?"

"Sie veredeln, hüten, dem Lichte zutehren, daß sie immer reicher blühen. Da ist eine — eine seltene, wir kennen sie beide . . . . Sehen Sie nicht an ihr vorüber. Ihre frohe Liebllichkeit wird Sie die traurige Alpenflora vergessen lassen."

Ruth wandte den Blick zur „blauen Villa“, an deren Erkern die Klematis in voller Pracht blühten.

Da wußte er, was sie meinte.

tag, der eben die letzten Zipfel seines goldleuchtenden Mantels über die Firnen schleifte und im Schoß der Unendlichkeit zur Ruhe sank. Sie legte die Hand über die Augen.

Hatte sie nur geträumt?

Verloren sah sie auf den Platz, auf dem Reinert gesessen. Was war geschehen? Sie fuhr sich über die Stirn, ihre Gedanken zu sammeln. Aber sie konnte nichts denken, als daß sie nun noch viel, viel einsamer geworden war.

Zu Melitta konnte sie jetzt nicht. Mit dumpfen Sinnen ging sie heim und schloß sich in ihr Zimmer ein. Gut, daß die Eltern nicht zu Hause waren. —

Am andern Morgen ging sie, wie sonst, zur Klinik. Dort hörte sie, daß Dr. Reinert



bereits mit dem Frühzuge eine bringende Reise angetreten habe. Sie wollte die Nachricht als etwas ganz Gleichgültiges aufnehmen, das sie durchaus nichts anging. Und doch fühlte sie eine große Leere und Interessenlosigkeit. Mechanisch tat sie ihre Pflicht. Bis sie eines Tages fühlte, daß sie dieses monotone Einerlei nicht mehr ertrag.

Da bat sie die Eltern, sie für eine Zeit nach Valkenburg zu ihren Erzieherinnen gehen zu lassen.

Mutter Lucia freute sich herzlich, als eines Tages, im Dämmerlicht, ihrer liebsten Kinder eines zu ihr hereintrat.

„Nun, Kind, wie war's draußen?“ fragte sie gütig, als das junge Mädchen ihr schweigend die Hände drückte. Sie sah, wie es um den jungen Mund zuckte.

Da nahm Ruth den wohlbekannten Schemel und setzte sich zu Füßen der Klosterfrau. Legte den Kopf ihr in den Schoß und weinte. So hatte sie es einstmals in all den kleinen Kinderjahren und -schmerzen so manchmal getan. Dann war alles wieder gut gewesen.

Mutter Lucia ließ sie sich ruhig ausweinen. Sie wußte, eine erlösende Tränenflut nimmt jedem Leid seinen herbsten Stachel.

„So bald müde geworden, Kind?“ Sanft streichelte die welt- und menschenkundige Nonne den braunen Mädchenscheitel.

„Ach ja, so weltmüde und menschenfett! Könnte ich doch hier bleiben! . . . Es liegt ja auch alles nur an mir. Warum bin ich auch solch wunderliches Rätsel, das andern und mir den Kopf zerbricht?“

Die Nonne lächelte nachsichtig. Sie kannte diese Art von Welterschmerz. So manches junge Vöglein, das gleich Ruth lebenshungrig aus ihrer Hut geflogen war in die weite Welt, war so bald schon enttäuscht und flügelarm zu ihr zurückgekommen und hatte die große Enttäuschung hier in ihren Schoß geweint. Manches hatte gar nicht wieder weggewollt, hatte sich hier eine Hütte gebaut und Laborsfrieden gefunden. Sie selbst ja auch.

„Wenn der Himmel doch auch für mich hier ein Plätzchen hätte!“ seufzte Ruth müde. „Eben begegnete ich Lore Brunet. Ich hatte keine Ahnung, daß sie den Schleier genommen hat. Ich hätte weinen mögen, als ich ihren Frieden sah. Ehemals war sie doch . . .“

„Das schwarze Schaf der Klasse,“ lächelte die Oberin. „Aber das Schwarz ging nicht tief bei ihr. Das Herz war klar und wahr. Aber, mein Kind, wir können nicht alle heilige Theresien sein. Wer sollte

die Munden draußen heilen, die die Welt schlägt, wenn nicht St. Elisabeth immer wieder verjüngt heilend und helfend durch die Lande ginge? Wohl ist es das höchste Ideal, dem wir hier dienen, doch nicht das einzige. Und vielleicht nicht immer das wichtigste. Das Ideal macht nicht den Menschen groß, sondern das, was es in uns anregt und wirkt. Glaub' es mir, Kind, der letzte Welttag wird uns manche Überraschung bringen. Da wird manches schlichte Beilichen, das hier demütig und verborgen im Schatten stand, das Edelweiß der Höhen überstrahlen . . . Du kennst das kleine Fräulein Seling, das nebenan im Torhäuschen zwei Kämmerchen hatte und alle Armen und Kranken und Kinder mit Namen und Umständen kannte. Sie selbst kannten wenige. Sie starb vor kurzem, wie die Heiligen Gottes sterben. Ich bin überzeugt, daß ihr Stern einmal den mancher frommen und gelehrten Klosterfrau überstrahlen dürfte.“

Ruth saß still zu der ehrw. Mutter Füßen. Ihre Worte fielen beruhigend und klärend in ihr aufgewühltes Herz. Leise begann sie zu erzählen. All ihre Enttäuschungen, ihr Weh und ihre Vereinsamung legte sie der Nonne ins verstehende Herz.

„Ja, Kind, da kann wohl nur Gott dir die rechte Antwort geben. Ob du recht tatest, die Werbung jenes edlen Mannes zurückzuweisen, wer kann es sagen als der Richter in deiner eigenen Brust? Vielleicht hättest du mit ihm ein hohes Ideal verwirklichen können. Aber vielleicht wirfst du es jetzt nicht minder können. Nur wird dein Weg rauher, einsamer, dein Glück aber auch ernster, reiner und frei von Eigensucht sein. Das sind die Rätsel des Menschenherzens, die hier wohl nie ganz gelöst werden.“

Mutter Lucia stand auf und ging mit Ruth zu einem großen Standbild, das ihr von früher so gut bekannt war: der Menschenheiland inmitten von Kranken, Siechen und Müheligen, wie er heilend und tröstend unter ihnen wandelt.

„Hilf ihm, mein Kind,“ sprach mild die Klosterfrau. „Sieh, wie er suchend umschaut, ob keiner ihm helfen mag! Und werde nicht müde; er ist es auch nicht geworden.“

Lange schaute Ruth auf die Szene. Ein Leuchten kam in ihre Augen. Und ein Gebet, ein Gelübde stieg auf in ihrer Seele, das sie für immer an die Spuren des göttlichen Samariters fesselte . . .

Nur ein paar Tage blieb Ruth im Frieden des Klosters. Es zog sie heim zur Kindes- und Liebespflicht.



Die Eltern waren froh, daß sie ihr Töchterchen wieder hatten. Frau Mathilde hatte heimliche Angst gelitten . . . und der Justizrat auch, daß Ruth nicht wiederkehren möchte. Nun kam sie froher zurück. Die Gefahr war abgewendet.

„Du liebes Nönnchen!“ scherzte Werner manchmal, wenn sie ihn in seinen Herzanfällen, die mit Unterbrechungen hartnäckig wiederkehrten, mit rührender Liebe pflegte.

„Ihre Ruth ist ein wertvoller Mensch,“ äußerte Dr. Reinerts Mutter einmal bei einem Besuche. „Sie gehört zu den seltenen Menschen, die durch äußere Enttäuschung noch an innerer Größe gewinnen. Gott weiß, wie gerne ich sie Tochter genannt hätte.“

Frau Werner lächelte müde. Auch sie hatte mit Ruths Entscheidung einen zweiten lieben Herzenstwunsch begraben.

Vater Werner kam eben von einer Missionsreise nach den umliegenden Christengemeinden zurück, als er einen Brief aus der Heimat vorfand. Seine Hand zitterte, als er ihn erbrach, denn er trug die Schriftzüge des Vaters. Er las und las und staunte und konnte nicht fassen, was er las. Sollte das wirklich sein Vater, sein stolzer, unbeugsamer Vater geschrieben haben? Wieder und wieder las er den Brief, die bittenden, demütigen Worte, in denen er seine Verzeihung erbat und seinen Beruf segnete. Von früher schrieb er nichts, nur von seiner großen Reue und Sehnsucht. Da war nichts mehr von dem früheren stolzen Selbstbewußtsein, von dem Fanatismus des Gottesfeindes. Nur die immer wiederkehrende Bitte: „Vergiß, was gewesen, und laß es wieder sein, wie es war. Sei wieder mein lieber Junge!“

Er barg den Brief auf seiner Brust und überließ sich dem Strom seiner Empfindungen. Heiß stiegen die Liebe und die Sehnsucht nach dem fernen Vater in seinem Herzen auf. Jetzt nur eine einzige Stunde daheim sein! Aber das war unmöglich. War nicht sein Jugend- und Lebensopfer Veranlassung und Preis gewesen für des Vaters Heimkehr? Darum soll ihn auch nicht der leiseste Wunsch von seinem Posten ziehen.

Nach einem innigen Dantgebete in der Kapelle ging er mit Erlaubnis der Obern auf seine Zelle, um dem Vater unverzüglich wiederzuschreiben. Alles, was er an Liebe je für ihn empfunden, legte er in diesen Brief. Zum Schlusse auch die trostvolle Nachricht, daß er für eine Neugrün-

dung in Aussicht genommen sei und vorher die Heimat wiedersehen würde. Allerdings könne es noch eine Weile dauern, da es noch an Ersatz für ihn fehle.

So froh und leicht und glücklich hatte Vater Werner noch keinen Tag seines Ordenslebens beschlossen wie diesen. Mehr als das versprochene „Hundertfältige“ hatte Gott ihm mit der Seele seines Vaters gegeben. Und soviel an ihm lag, wollte er nicht des Herrgotts Schuldner bleiben.

Es waren ziemlich ausgebaute Verhältnisse, in denen er unter eingewanderten Europäern und Indianern wirkte. Seine erste, stürmende Jugendbegeisterung hatte zwar andere Ziele gehabt — in einem noch unerhellten Dunkel das erste Licht anzuzünden. Aber er begriff es wohl, daß die jetzige Arbeit die beste Vorschule dafür war.

Und so war er zufrieden und wartete.

Der Brief aus Brasilien löste in Justizrat Werner eine ungeheure Spannung aus. Frau Mathilde und Ruth waren zu einer Verlosung ins Waisenhaus gegangen, und so konnte er ihn ungestört genießen.

Er ging in sein Zimmer und schloß ab. Mächtig kam die Erinnerung über ihn, als er den Brief erbrach und die Überschrift „Mein lieber Vater!“ las. Er mußte zu der Stelle neben dem Schreibtisch hinsehen, wo Herbert damals stand und auch „Lieber Vater!“ sagte und umsonst auf ein gutes Wort wartete. Er hatte ihn gehen lassen wie einen Ungeratenen.

Er fühlte es schwer, seit jenem Tage, da er seinem Sohne Herz und Haus verschloß, lag die Hand Gottes auf ihm. Er hatte sich lange gewehrt gegen die aufsteigende Erkenntnis. Und von dieser bis zum offenen Bekennen war für seinen stolzen Sinn ein weiter, fast ungangbarer Weg. Aber Campallas düsteres Sterben, die schwere Erschütterung durch das tragische Wiedersehen mit Herbert und das Gefühl körperlichen Gebrochenseins hatten seinen letzten Widerstand besiegt. Tage und Nächte quälenden Grübelns taten das Letzte.

Durstig trank er das langentbehrte Wort „Lieber Vater“ in sich hinein. Immer wieder las er den Brief, in dem nicht ein Tropfen Bitterkeit, nur Liebe war. Kein Wort von dem, was gewesen war.

Wie war es nur möglich gewesen! Solch einen Sohn hatte er verstoßen können?

Trotz seiner Sinnesänderung hatte er es bisher nicht über sich gebracht, die seit



früher Jugend unterbrochene Verbindung mit dem Gnadenreich der Aternatur wieder anzuknüpfen. Die erste Botschaft des priesterlichen Sohnes löste nun die letzte Fessel, die ihn noch an sein einstiges stolzes Glaubensbekenntnis band. —

Pater Gerhard, der Guardian des Franziskanerklosters, war nicht wenig erstaunt, als der Bruder Pfortner ihm den Besuch des Justizrats Werner meldete. Eine Ahnung stieg in ihm auf. Er hatte es seit langem gemerkt, daß sich in der Seele des einst so selbstbewußten Mannes etwas durchrang. Früher hatte dieser ihn, da er in ihm den geistlichen Berater seines Sohnes vermutete, mit Bedacht gemieden, bei Begegnungen ihn feindlich übersehen. Seit längerer Zeit aber suchte er seine Gesellschaft. Der seelenkundige Priester zerbrach sich über diese Wendung nicht allzusehr den Kopf. Es war nicht das erste Werk der göttlichen Gnade in seiner langen Praxis und auch wohl nicht das letzte.

Die Begrüßung der beiden Männer war ernst, aber herzlich. Bald waren sie in angeregter Unterhaltung. Was dann weiter geschah in jenen Abendstunden, — keiner der Beteiligten hat je darüber gesprochen. Einmal nur sprach der Justizrat Pater Helmuth gegenüber, der ihn bei Gelegenheit einer Volksmission besuchte, lächelnd von seiner „Nikodemusnacht“.

Pater Gerhard blieb von der Zeit an sein liebster Freund.

Dr. Reinert war als ernster, fast finsterner Mann von weiten Reisen heimgekommen. Seine Freunde vermißten sehr seinen früheren Humor. Seine Mutter machte sich Sorge um ihn, zumal sie seit einiger Zeit selbst leidend war. Was sollte werden, wenn sie für immer würde von ihm gehen müssen? Das Herdfeuer im kleinen Doktorhaus würde erlöschen und ihr Hans noch einsamer werden.

In einer Abendstunde, als er, schweigsamer noch als sonst, bei ihr im Erker saß, rührte sie einmal an dieses heikle Thema:

„Wie denkst du es dir, Hans, wenn ich einmal nicht mehr bei dir bin?“

„Laß das! Noch bist du ja bei mir!“ wehrte er ab.

„Hans, ich meine, in ein Doktorhaus gehört eine Hausfrau.“

„Mag sein. In meinem Hause ist Platz für eine solche. Anderstwo aber nicht.“

Frau Reinert ließ sich nicht beirren.

„Ich kenne eine, die mit dem ersten einstweilen zufrieden wäre. Den andern wird sie sich nach und nach erobern. Ist

ein liebes, edles Kind. Und bei Ruth Heltorf in die Schule gegangen.“

„Ich bitte dich, Mutter, sprich mir nicht davon. Die einzige, die ich an deinem Plaze sehen möchte, will ihn nicht. Eine andere — —? Es ist unmöglich.“ — Sie seufzte und sagte nichts mehr.

Die Bekannten meinten, daß Dr. Reinert anfangs, ein Sonderling zu werden. Er mied jede Geselligkeit. Sogar der anfangs so rege Verkehr mit dem Werner'schen Hause war seit einiger Zeit ganz abgebrochen. Manche ahnten den Grund und konnten es nicht verstehen, wie ein junges Menschenkind wie Ruth Heltorf, schön, reich und begehrt, die Lust der Krankensäle und Armeleutestuben der vornehmen Behaglichkeit eines eigenen Heims vorzog. Der aber, der wußte warum, sagte es keinem. Der streifte stundenlang auf einsamen Bergwegen. Wenn er dann heimkam, war er noch stiller und finsterner. —

Melitta Morlano führte seit dem Tode ihres Onkels ein für ein zwanzigjähriges junges Mädchen ungewöhnlich stilles, abgeschlossenes Leben. Bücher und Musik waren fast ihre einzige Unterhaltung. Die Bewohner der umliegenden Villen am See nannten das schöne Südländskind nur noch „die kleine Einsiedlerin“.

Nur ihrer Ruth und Tante Werner blieb sie nach wie vor treu. Und wenn es ihr allzu enge wurde in ihrem Heim, dann stieg sie hinauf zur Bergkapelle. Saß mit irgendeinem Buche in der Hand stundenlang auf der Bank, von der sie wußte, daß sie auch Ruth Heltorf teuer war.

Heute, an einem farbenprächtigen Herbsttage, saß Melitta wieder unter den alten Buchen und schaute träumend ins Land. Ein tiefes Heimweh lag in ihren Augen. Wehmütig gedachte sie vergangener Tage unter dem blauen Himmel ihrer sonnigen Heimat, da sie nicht Weh noch Sehnsucht kannte. Bis dann ihr Mütterchen von ihr ging und der finstere Onkel sie mitnahm in dieses kalte Land mit seinen rätselhaften, schwerwütigen Menschen.

Und doch liebte sie diese Menschen, liebte ihre biedere Art und ihren geraden ehrlichen Sinn. Liebte die Verwandten, die ihr so treu zur Seite gestanden hatten in dunklen Tagen, liebte die edle, lebensernste Freundin, deren verstehende Liebe lauter Gold war.

Und ihn — den einen — der kaum um sie weiß, der sie übersieht, wie man Kinder übersieht. Und der für sie doch der einzige Mensch auf der Welt ist, ob sie die Liebe zu ihm auch tausendmal schmerzhaft aus ihrem Herzen reißt, weil sie ihren



Mädchenstolz eine Schmach dünkt, diese heimliche Liebe zu einem Manne, der sie weder sucht noch begehrt.

Ein Buch liegt auf ihrem Schoß: „Dreizehnlinden“. Und eine dunkelrote Rose. Halblaut gleiten die Heimwehlieder eines traurigen Frankenkinds über Melittas Lippen. Vom schönen, stolzen Falken, der mit dem Todespfeil im Herzen fort, weit fort geflogen . . .

Sinnend tut Melitta, wie die einsame Falkenbraut einst tat: Ein Rosenblatt nach dem andern fällt ihr zu Füßen.

Traurig schaut sie auf die zerpflückte Rose. „Ganz wie mein Leben“, denkt sie wehmütig.

Weinend hält sie das letzte dunkelglühende Blatt in der Hand.

„Auf das letzte Blatt, wie gerne — möchte ich meine Hoffnung schreiben; — weil ich keine Hoffnung habe, — muß es unbeschrieben bleiben,“ zitiert die trostlose Klage der verlassenen Frankenjüngfrau durch das Scheideweg der herbstlichen Natur.

Schluchzend sinkt der dunkle Mädchenkopf auf das Buch.

„Hattest es gut, Hildegunde. Deines Elmar Liebe gehörte dir, ob er lebend war oder tot. Den ich liebe, er kennt mich kaum.“

In ihrem Weh merkte sie nicht, daß sie nicht mehr allein an der Waldkapelle war. Frau Reinert war mit ihrem Sohn von einer andern Seite heraufgekommen. Im Begriffe, um die Kapelle herumzugehen, hatten sie Melittas Schluchzen gehört und sich diskret zurückgezogen. Sie warteten noch ein Weilchen, dann begannen sie sich laut zu unterhalten und traten zu der Bank, auf der Melitta saß.

Sie sprang auf wie eine ertappte Sünderin und brachte hastig Haar und Kleid in Ordnung. Das Buch war ihr vom Schoß gegliitten, mitten zwischen die dunklen Rosenblätter.

Dr. Reinert hob es auf. Ihn rührte ihre hilflose Verwirrung. Er sah auf die aufgeschlagene Seite, wo Hildegunde klagt: „Die mir ratend helfen könnte, — liegt hier unterm kalten Steine, — bei der Linde ihr zu Häupten — sitz ich oft und weine, weine,“ da sah er Tränen Spuren.

Er sah sie voll Mitleid an. Einsam war doch dieses Kind, einsamer noch als Hildegunde, die Frankentochter. Nicht Vater, nicht Mutter — und fern der Heimat.

Melitta hatte sich, wie um Hilfe in ihrer Verlegenheit zu suchen, zu Frau Reinert

wieder auf die Bank gesetzt und sprach mit ihr über gleichgültige Dinge.

Eine tiefe Glut stieg ihr ins Gesicht, als Reinert ihr das Buch zurückgab und ihr die Hand reichte.

„Gnädiges Fräulein lieben ernste Lektüre? Ich glaube, allzubiel Einsamkeit tut nicht gut für junge Damen Ihres Alters,“ meinte er lächelnd und sah sie forschend an.

„Meinen Sie? Da kommen Sie aber mit unserm Dreizehnlindendichter in Konflikt. Einsamkeit ist Seelennahrung . . . In der Stille wird dem Geiste — rechte Geistesoffenbarung,“ zitierte sie lebhaft.

„Und ist die der schönen Einsamen an der Waldkapelle geworden? Ich meine die Geistesoffenbarung?“ Wieder sah er sie prüfend an.

Melitta war viel zu sehr ein Kind ihres Landes, offen, lebhaft, um ihre Gefühle ganz verbergen zu können.

Sie wich seinem Blicke aus und sagte leise: „Ich weiß es nicht.“

Frau Reinert und ihr Sohn wußten nun, warum Melitta Morlano zur Einsiedlerin geworden war.

Sie gingen zusammen heim.

Die alte Dame reichte Melitta beim Abschied herzlich die Hand. „Da nach eben erfolgter ärztlicher Untersuchung allzubiel Einsamkeit für junge Damen nicht zuträglich sein soll, so schlage ich Ihnen vor, in Ihren einsamen Stunden die stillen Tage einer alten Frau zu durchsonnen,“ sprach sie bittend. „Wollen Sie gleich morgen beginnen? Dann ist uns beiden geholfen.“

In Melittas Augen leuchtete es auf. Das klang so mütterlich gütig. Und sie hatte ja keine Mutter mehr. Sie sah Reinert scheu von der Seite an. „Wenn ich nicht störe.“

„Sie würden mich sehr verbinden, gnädiges Fräulein. Meine Mutter ist wirklich zu viel allein. Und mir — wird Ihr Besuch eine Freude sein.“

Er verbeugte sich und reichte ihr die Hand. —

Am diesem Abend hatte Frau Reinert eine ernste Unterredung mit ihrem Hans. Obgleich sie nicht nach ihren Wünschen ausfiel, war sie doch halbwegs zufrieden. Er war doch nicht ganz so abwehrend und schweigsam und finster gewesen wie sonst. Und sie hoffte noch viel von der alles heilenden und versöhnenden Zeit . . .

Von diesem Tage an gab's manches frohe Wandern durch die schöne Berg-



welt. Es war ein ungleiches, aber fesselndes Paar, die alte Dame mit dem immer gütig-sonnigen Gesicht und das junge, lebhaftes Kind im Schmelz süßlicher Schönheit. Manch Bewundern und Beäugeln und Vermuten kleinbürgerlichen Sensationsprickels folgte ihnen. Man konnte Dr. Reinert nicht begreifen. Ging da mit finstern Gesicht an der lieblichen Rose in Nachbars Garten vorüber und trauerte der herben Alpenblume nach, die jedem Krüppelkind und Bettelmann auf der Straße, nur nicht ihm blühte.

In freien Nachmittagen schlossen sich auch Ruth und Frau Werner an. Reinert beteiligte sich nie. Nur einmal zu einer Wagenpartie, als auch Justizrat Werner mittat, ließ er sich bewegen. Aber er verfiel unverzüglich in wissenschaftliche Betrachtungen, auf die Werner nur ungern einging, und vor denen sich die Damen entsetzt durch Galopp tempo retteten. Der lustige Hans, der einstige Fideleste der „Fidelitas“, war zum knöchernen Gelehrten geworden, der seine Mußestunden über trockenen Fachwerken vergrübelte oder einsame Gletscherregionen aufsuchte.

Einmal nur hatte Melitta das Reinertsche Haus betreten, zu einer Damenvisite, die Frau Reinert eigens gegeben, um dem spröden Kinde den Weg in ihr Heim zu zeigen. Danach war sie zum Leidwesen der alten Dame nicht wiedergekommen. Ihr Mädchenstolz mochte ihr den Weg verwehren in das Haus des Mannes, der sie nicht begehrte.

Frau Reinert grollte ihrem starrköpfigen Jungen.

„Ein rechter Schwiherndoter bist' mir geworden, nicht wert, daß so ein liebes Seelchen auch nur den Mund nach dir verzieht,“ zürnte sie eines Tages, da Herbstwetterlaunen ihr den Weg zum Walde und zur blauen Villa wehrten, und zauschte ihn in lächelndem Mutterzorn im dunklen Haartwald. „Weißt wohl nicht, Hagestolz, daß du der bestbeneidete Mann im weiten Gau bist?“

Für Augenblicke fuhr der alte Schalk über sein Gesicht, wie in der Bubenzzeit, wenn er in heimeligen Abendstunden unbemerkt hinter Inges und Marlies Stühlen hockte und ihnen Klettenkraut in die geduldigen Böpfe focht. Mit beiden Händen nahm er die Mama um den Hals:

„Bitte kein Regengeficht, Mutterchen! Das schaut aus wie siebzig und ist doch kaum sechzig und blüht noch wie fünfzig! Dein böser Bub sollte sich auch bessern.“

„So—o? Bessern? Wie denkst du dir das, Bessern? Gehst wohl heute noch zum Pfarrer, he? Und morgen hat's Doktorhaus 'ne Hausfrau. Und deine alte Mama darf endlich ins Sorgenekchen?“

„Ja, ja, morgen!“

Fort war er, und sein Mütterchen hatte das Kopfschütteln. —

Ein wunderschöner Spätherbsttag. Ein Leuchten und Glühen und Strahlen wie das letzte Abschiedsfeiern eines scheidenden Königs.

„So recht, um noch einmal über Land zu wandern!“ seufzte Frau Reinert, da ihr Sohn sich eben anschickte, zur Klinik zu gehen. „Aber — ich weiß nicht, nie in meinem Leben war ich so müde. Ich glaube, Bub, du darfst deiner Mutter das erste Rezept schreiben.“

„Nanu, wirst mir doch keine Dummheiten machen? Das verbiete ich dir aber ganz respektlos.“

Er fühlte ihren Puls und sah sie forschend an.

„Hast dir doch wohl ein bißel zu viel zugemutet. Und wenn man da noch bis bald zur Geisterstunde Wohlfahrtstudien treibt — wie meine gnädigste Mama gestern im Armenspital — — au weh, tu mir doch nichts! Ich will's auch nicht wieder sagen. Dann mußt du der schwarzen Stine und der blöden Toni und verehrten Kollegenschaft aber auch verbieten, aus der Schule zu plappern.“

Lächelnd wehrte er ihre Hand ab, die ihm den Mund stopfen wollte.

„Junge, unverbesserlicher!“ schalt sie. „Und ich arme alte Frau kann mich nicht wehren. Ja, wenn die Buben einem über'n Kopf wachsen!“

Reinert sah, wie sie im Lächeln Schmerz und Mattigkeit verleugnete.

„Soll ich dir Schwester Melitta schicken? Ich muß leider fort zur Klinik. Wir haben eine eilige Operation.“

„Laß die guten Schwestern nur ja auf ihrem Posten. Kommen so nicht durch. Ich bin ja nicht eigentlich krank, nur so merkwürdig müde.“

(Fortsetzung folgt.)

### Photo:

Bild: Seite: 292, 295, 297, 298, 301, 303, 304, 306, 307, 308, 310 von der Martannahiller Mission.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben